

5.

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

6. T

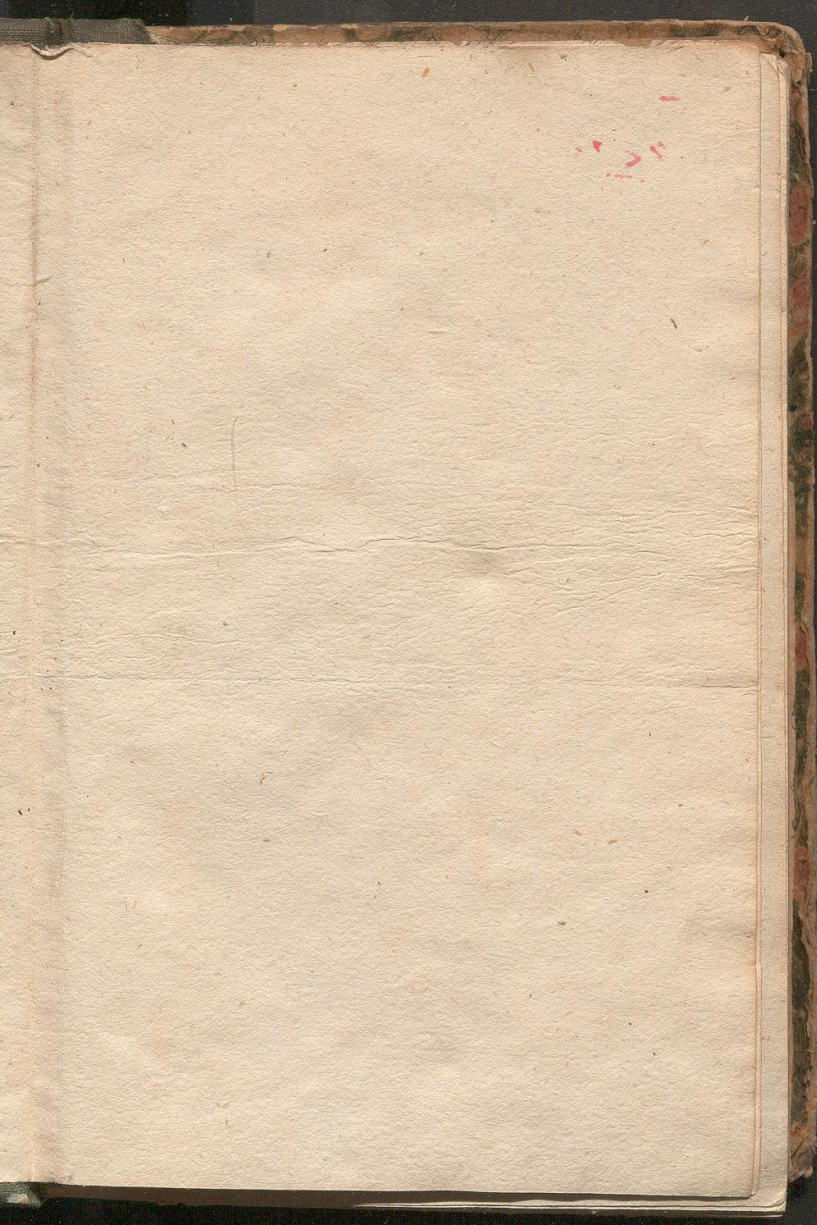
8930/5-6 A

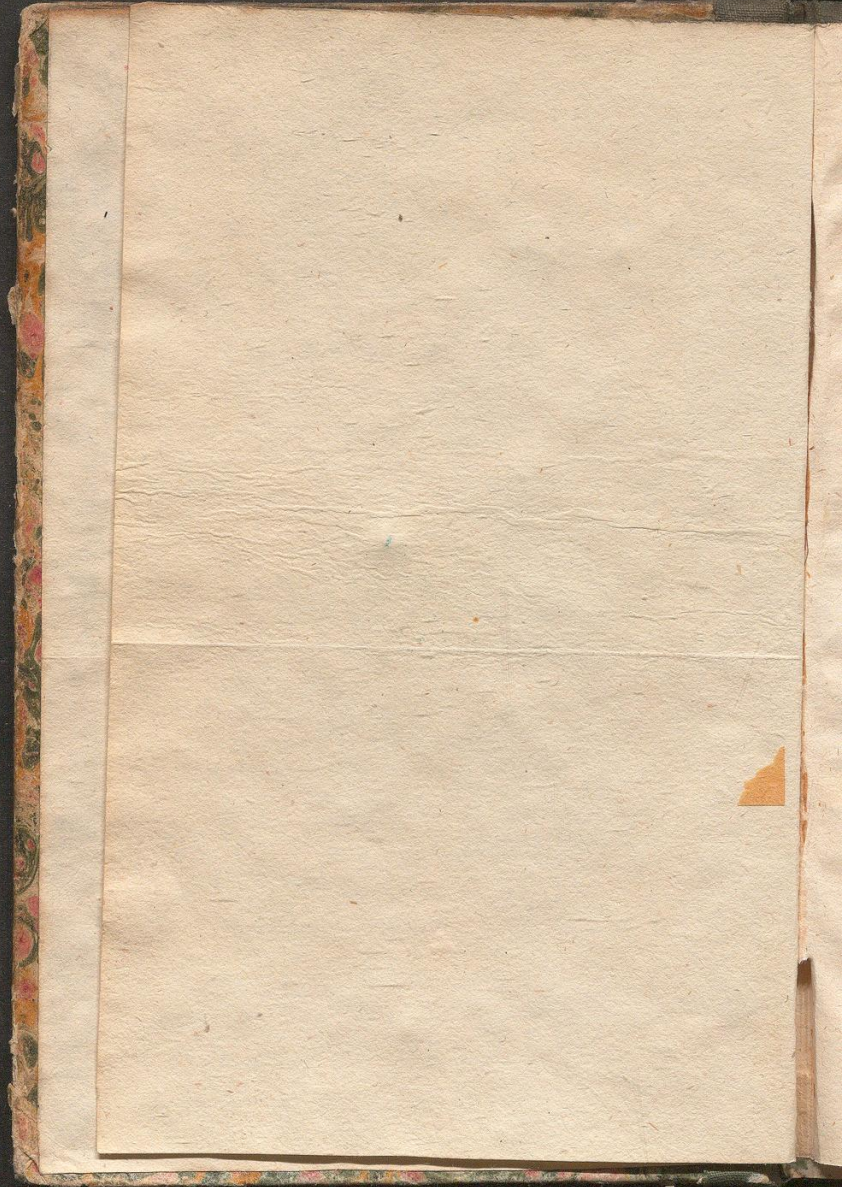
MA 9 - SD 25 - 50 - 7611 - 39532 - 45

418.

~~422.~~

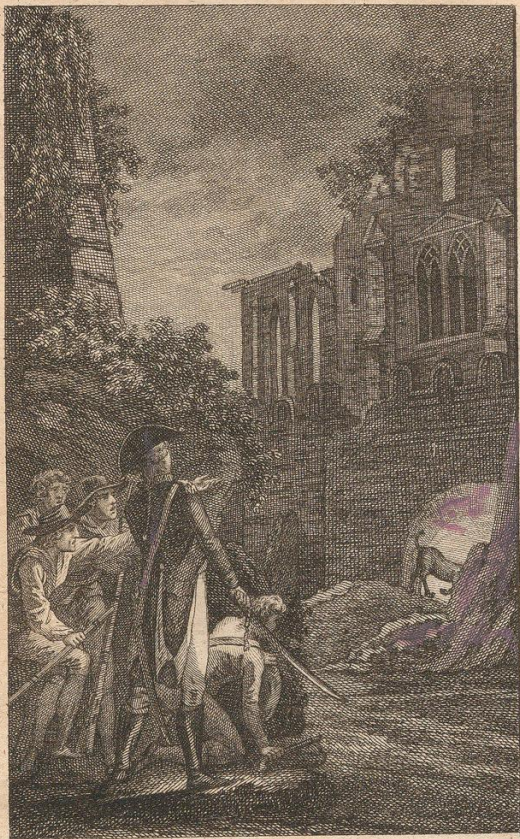
598.





A 8930





Mit Muth im Herzen, folget mir!

Neue
Kinderbibliothek.

Herausgegeben

von

F. A. Gabelis.



Fünftes Bändchen.

W i e n,
gedruckt bey Anton Pichler,
auf Kosten des Herausgebers.

1 7 9 7.



Ein
Prüfungsgeschenk
für
gesittete und fleißige
Schüler.

Herausgegeben

von

J. A. Gahrts.



W i e n,
zu finden bey J. C. Schuender, im k. k. Taub-
stummen-Institute und bey F. J. Kbstl,
in der Singerstrasse.

I 7 9 7.





Prüfungslied.

Fröhlich, Schüler! Prüfung ist.
Seht, wie man uns freundlich grüßt!
Weg mit Furcht und falscher Scheu!
Muthig denkt, daß Prüfung sey!

Last uns zeigen, wie der Pflicht
Und der Tugend Unterricht,
Uns des Katecheten Mund
Kinderfreundlich machte kund;

Zeigen, daß nicht Frömmelton
Eins ist mit Religion,
Daß sie nur im Thun allein
Lieblich glänzt und himmelrein;

Daß gleich einem leichten Spiel
Lesen uns und Schreiben viel;
Daß, weil uns die Regel führt,
Selbst im Rechnen keiner irrt.

Kommt auch manche Frage schwer;
 Furcht macht sie noch schwieriger.
 Frisch darüber nachgedacht —
 Das ist's, was sie leichter macht.

Wenn auch unsre Sittsamkeit
 Unserer Gäste Zahl erfreut:
 O so tragen wir zum Lohn
 Beyfall und — noch mehr davon.

Ja des besten Lehrers Schweiß
 Löhnen wir durch unsern Fleiß,
 Und der Ältern Hoffnungen
 Können wir dadurch erhöh'n.

Wenn dann das Gewissen spricht:
 Heil euch, Schüler! das war Pflicht —
 Kann ein Lohn so groß und rein,
 Als die Stimme Gottes seyn?

Fröhlich, Schüler! Prüfung ist.
 Seht, wie man uns freundlich grüßt!
 Weg mit Furcht und falscher Scheu!
 Muthig denkt, daß Prüfung sey!

G.

Zwey Kinder verunglücken durch Feuer.

Zu B*, einem Städtchen in Mähren, lebte
 eine dürftige Frau mit zwey noch unmündigen
 Kindern.

Um für sich und ihre Kleinen den nöthigen
 Lebensunterhalt zu gewinnen, mußte sie außer dem

Hause Arbeit und Verdienst suchen. Deswegen konnte sie nur selten bey ihnen bleiben.

Sie glaubte aber am besten um sie besorgt zu seyn, und alles Übel verhüthet zu haben, wenn sie sie, indem sie fort ging, zu Hause eingesperrt und ihnen dadurch den Ausgang auf die Gasse verwehrt hätte.

Und dieß that sie alle Mahl, so oft sie auf das Feld, in den Weingarten, oder irgend wohin zur Arbeit ging, von welcher sie nicht so bald wieder zurück kommen konnte.

Es war eben an einem schwülen Sommertage — der Landmann eilte mit frohem Sinne auf seinen Acker, um die von Getreidfrüchten strotzenden Garben in die Scheuer zu bringen, als die Frau, ihrer Gewohnheit nach, die Hausthüre verschloß, und sich auf den Weg machte, um die ausgestreuten Kornähren zu sammeln, die auf dem Felde liegen blieben.

Die kleinen Kinder waren also eingesperrt. Sie machten sich aber nicht viel daraus. Sie unterhielten sich mit ihrem Spielwerke, so lange sie es freute. Endlich von der drückenden Tageshize ermüdet, legten sie sich unter einem Gesimse auf den Erdboden nieder, und schliefen ruhig ein.

Allein, was geschah? In dem benachbarten Hause kam — man sagt, durch Kinder, die sich eben allein überlassen waren — Feuer aus, welches so schnell um sich griff, daß in wenigen Minuten auch jenes, worin die Kinder verschlossen lagen, in hellen Flammen da stand.

Weil niemand sonst etwas von ihnen wußte, und überdieß jeder Zugang verriegelt war, blieben sie ohne Rettung.

Scheune oder Scheuer st. Stadel; Kornähren st. Eradeher.

Schon drang das Feuer in die Stube; die über den kleinen Schläfern hangenden Kleidungsstücke fingen zu brennen an, und fielen zuletzt gar auf sie herab, als die erschrockene Mutter dazu kam.

Sie weinte und jammerte um ihre Lieblinge, wollte sich mit eigener Gefahr ins Feuer wagen, um ihnen zu helfen; aber da war es zu spät. — Die Kinder waren von dem tödtenden Dampfe und der unerträglichen Hitze schon erstickt, und ein Opfer der verzehrenden Flamme geworden.

Als das Feuer gelöscht war, fand man sie mit über einander geschlungenen Armen unter dem verbrannten Gesimse liegen. Ihr erbärmlicher Anblick preßte jedem Menschenfreunde eine Mitleidsthräne aus.

So leiden oft Unschuldige durch die Unvorsichtigkeit unbesorgter und gedankenloser Menschen.

E. Mattulik.

Lied bey einer Donaufahrt.

Schon wogt der Kahn im Donaustrom,
Der Schiffer winkt uns schon.
Kommt, Jugendfreunde! Hand in Hand,
Juhhe! wir stossen ab vom Land
Und fahren weit davon.

Die Sonne scheint so mild herab,
Und spiegelt sich im Fluß.
Ein kühles Lüftchen weht uns an;
Die Lerche steigt die Luft hinan,
Und schwirrt den Morgengruß.

Gelöscht st. gelöscht; verbrannt st. verbrunnen.

Hin vor den Augen schwindet uns
 Das Ufer, Stadt und Dom,
 Die blanken Ruder blitzen hell,
 Und wir, wir fliegen vogelschnell
 Hinab den breiten Strom.

Uns hindern Ries und Schollen nicht,
 Nicht Gruben, Stock und Stein;
 Wir fürchten weder Rad noch Roß,
 Kein Seitenstich, kein Rippe stoß
 Kann uns beschwerlich seyn.

Da blinkt ein Schifflein in der Fern,
 Kaum daß man es gewahrt,
 Und dort ein Schloß vom Felsen her,
 Ernst furchtbar, fest; icht wüßt und leer,
 Dem Zahn der Zeit gespart.

Dort steigt ein Dörflein in dem Thal
 So mahlerisch hervor!
 Hört ihr den Schall der Hirtenflöt?
 Ach wie ihn sanft herüber weht
 Der Wind in unser Ohr!

Halt an du lieber Schiffersmann,
 Halt an, wir steigen aus;
 Hier wollen wir vergnügt und frey
 In jubelvollem Feldgeschrey
 Genießen unsern Schmaus.

Stimmt an den muntern Saitenklang,
 Ihr Freunde stimmt an!
 Es sing' ein jeder dankentglüht
 Dem Geber heut ein Freudenlied,
 Der Knabe wie der Mann.

* Betrachtung des Sternenhimmels.

Laßt unsere Augen hinauf wenden zum sichtbaren Himmel!

Schon der sinnlich schöne Anblick desselben zieht unsere ganze Aufmerksamkeit an sich.

Wir sehen bey Tage die Sonne mit majestätischem Glanze leuchten, und sinkt sie am Abend unter den Gesichtskreis, so tritt der Mond mit geschwächtem Lichte hervor, und ein ganz zahlloses Sternengeheer schmücket, als so viele glänzende Lichter, die nächtliche Bühne des Himmels.

Der Bewunderer dieses prächtigen Schauspiels wünscht davon nähere Kenntniß zu haben, um sich nicht allein am bloßen Anblick desselben zu vergnügen, sondern auch sich von dem Weltgebäude richtige und seinem großen Urheber höchst anständige Begriffe zu machen.

Wenn man euch da sagt, daß die Sonne, diese grosse, leuchtende Masse, unsere Erde so viel hundert tausend Mal an Größe übertrifft, und daß ihre Entfernung eben so erstaunlich weit von uns abstehe; wenn man euch sagt, daß alle die Sterne, die uns als kleine, leuchtende Pünctchen erscheinen, und davon wir noch die wenigsten kennen, eben so viele Sonnen und noch größere sind, daß sie noch unendlich weiter vor uns und von einander abstehen, daß jede derselben mehrere bewohnbare Erden oder Planeten habe, die sich, wie unsere, um den gemeinschaftlichen Mittelpunct bewegen; wenn man euch dieses sagt, und es ist dieß sehr wenig und schwach gesprochen: so muß man billig erstaunen über den, der nach Isai a s Ausdruck (Cap. 40, 26.) das ganze Herr der Sterne bey der Zahl heraus führt, und alle mit Namen sie rufet.

Wer wird nicht gedrungen da hinauf zu schauen zu der Heerschaar?

Und diese ungeheuren Körper, ihr Abstand, ihre Bewegung, ihre Bahnen, ihre Schwere, ist dieß nicht alles berechnet? Können nicht selbst wir zum Theil aus der sichtbaren Bewegung einiger Himmelkörper gewisse künftige Begebenheiten und Erscheinungen mit Zuversicht vorher sagen — ein Beweis, wie regelmäßig alles eingerichtet ist?

Und wer berechnete dieß? Und wer gab der Bewegung den Anfang? Welche geheime Kraft erhält sie in ihren Laufbahnen, und läßt sie mit so viel Richtigkeit und Übereinstimmung in Kreisen herum gehen? Eine Wurfbewegung, wie die eines Steines — wie einfach und nachdruckvoll! Wie zeuget dieß von der tiefen Weisheit ihres Urhebers! Wozu leuchten diese Sterne? Wer sagt mir, wer sie bewohnet? Und solche Sonnen streuete er zu tausend Mahl tausend aus in den unermesslichen Räumen! Diese Erde ist gegen unsere Sonne ein Pünctchen, und dieser Sonnenwirbel gegen die andern Entfernungen ein Sandkorn! — — und was bin ich? — —

Unerreichbarer! Hoherhabener! unsere Seele versinkt in Erstaunen vor dir hin, wenn sie so deine Werke betrachtet. —

J. S. Wiser.

Der Geyer.

Eine Fabel.

Schon lange trieb sein grausam Spiel
Ein mörderischer Geyer;

Er stahl und würgte einem Meier
Die Tauben, wann es ihm gefiel,
Und speis'te sie, der Bös'wicht,
Recht gierig auf der Stelle.

Doch geht der Krug zur Quelle
So lange, bis er bricht.

Der Bauer merkte bald, wer ihm den Scha-
den machte,
Wart, dacht' er, wart du grauer Dieb!
Und warf die Neze aus und wachte,
Bis neue Lust zum Mord den alten Sünder trieb.
Er stellt sich ein;
Und kaum will er ein Täubchen fangen,
Bleibt er erwürgt im Neze hangen, —
Und so muß' er sein eigener Mörder seyn.

Des Lasters Strafe — nimm die Lehr' in Acht! —
Kommt, ehe du daran gedacht.

C. Mattulif.

Die Feuersbrunst.

(Ein Paar Unglückliche.)

Sie. Himmel! erst rein ausgeraubt — und
nun steht das Haus in Flammen! Bald wird un-
ser Hab und Gut in Asche liegen. Was stell'
ich an?

Er. Ja, wir Unglücklichen!

Sie. Hilfe! Hilfe! ach rettet! — Mein
Kleiderschrank! — Das Vieh! Jesu! niemand
hört! — Mann, lieber Mann! was ist anzu-
fangen?

Er. O da fällt schon ein Balken! Auch in die Kammer schlägt das Feuer schon herein. Komm geschwind! Nimm, was du kannst und laß uns retten!

Sie. Ich kann nichts mehr nehmen. — (Sie läuft hinaus, mit einem Nachtleide in der Hand. Die Leute tragen Wasser. Einer fällt vom Dache, und bleibt todt auf der Erde liegen. Man schüttet Wasser, bemüht sich nieder zu reifen; aber kein Strohhalrn konnte gerettet werden. Nachdem alles vorbey war.)

Sie. O des Elends! was fangen wir an?

Er. Mein Gott, wie unglücklich sind wir!

Sie. Wo nehmen wir nun Hülfe?

Er. Wohl! — — doch nein! Dort bey dem, der sie uns sonst gab; bey dem, der uns vieles nahm, aber noch mehr ließ. — Wahrlich, noch mehr. O wir können arbeiten! — Arbeiten, arbeiten können wir! — Und wer arbeitet, darf auch essen. Und arbeiten wollen wir! Ja, mit Freuden will ich meine Hände darnach ausstrecken, und das ist für mich thun, was ich im Glücksstande für andere that. O wie viel Vergnügen verschaffte mir nicht die Arbeit!

Sie. Ja, ich werde dieses auch nicht vergessen. Mein Spinnrad, meine Nadel — doch die liegen ja auch schon in Asche!

Er. Ja wohl, — aber nicht unser Verstand, nicht unsere Kräfte und Fertigkeiten. Die haben wir. Werkzeuge können uns mitleidige Menschen eher verschaffen, als die Geschicklichkeit damit umzugehen. — Ich mache mich auf, biethe mich irgendwo zum Schreiber an; und gelingt dieß nicht, so will ich brechseln, holzhacken, im Garten arbeiten, will helfen, wo es nur immer möglich ist. — Und du! — Sollst du dich etwa schämen, einer ehrlichen Bäurinn zu dienen, wenn

sonst keine Hülfe ist? Nein, nimmermehr; —
Wir haben arbeiten gelernt; wir wollen uns
helfen, so gut es seyn kann, und das, was wir
durch unsere Arbeit sonst andern verdienten, für
uns selbst erwerben. Laß uns niederfallen, und
unsern Gott danken, daß er so für uns gesorgt hat!

* * *

Sagt mir, Kinder! könnet ihr Arbeit und Un-
terricht noch für eine Plage halten? —

A. Bacher.

Vielfacher Nutzen des Cocus - Baumes.

Diese Art Bäume wachsen in Ostindien in gro-
ßer Menge. Ihre Frucht sind die Cocusnüsse.
Der Baum wird so groß, als eine Eeder, und so
dick, als ein Mann; sein Gipfel ist beständig mit
Blättern besetzt.

Diese Blätter sind anderthalb Schuh breit,
und über zehn Schuh lang, dabey hart, dick und
gleich. Aus den zartesten Fasern dieser Blätter
werden schöne Matten verfertigt, die groben
Rippen gebraucht man zu Rehrbesen. Zu
Brennholz dienet der Stiel, der mitten durch
das Blatt geht. Mit den Blättern decken die In-
dianer ihre Häuser oder Hütten, sie dienen ihnen
also anstatt der Schindeln. Regnet es, so ha-
ben sie von diesen Blättern ihre Regenschirme
und sogar Regenmäntel. Ja zu noch vielen
andern Sachen können sie diese Blätter verwenden.

Der Cocus - Baum blühet erst im fünften Jahre.
Seine Blüten gleichen jenen der Kastanienbäume.

Kastanien st. Kösten.

Oben am Gipfel, von Blättern umgeben, stehet ein Herz oder eine dicke Knospe. Diese gleichet unserm Blumenkohl sehr, und hat auch benahe denselben Geschmack. Sie ist sehr saftig, schmeckt süß, und ist angenehmer als die besten Rüsse.

Zwischen dem Herze und den Blättern schlagen noch einige andere Knospen aus. In diese macht man bis zur Zeitigung der Früchte Einschnitte. Daraus rinnt eine erstaunliche Menge Saft, der dem Weinmoste ähnlich ist, und trinken macht. Aus diesem Saft bereitet man Zucker, und durch öfteres Distilliren wird der berühmte Urak hervorgebracht.

Die Sprossen, welche nicht abgeschnitten werden, treiben eine Traube von 10 bis 15 Rüssen. So lange diese halb reif sind, enthalten sie ein überaus schwachhaftes Wasser in großer Menge, das sowohl zu einem kühlenden Getränke, als auch gegen gewisse Krankheiten als Medicin dienet.

Wird die Frucht älter, so wird die Schale so hart, daß sie zu Eß- und Trinkgeschirr dienen kann. Inwendig seht sich ein dicker, weißer Saft, der an Geschmack fast dem Milchrahme gleichet.

Läßt man die Früchte reif werden, so werden sie so groß als ein Kinderkopf. Ihr Kern ist an Geschmack einer Mandel gleich, und der ausgepreßte Saft kann anstatt einer fetten Milch dienen. Die ausgebrückten Trester geben ein schwachhaftes Brot.

Also ein einziger Baum gibt Matten, Rehrbesen, Brennholz, Dachschindeln, Regenschirme und Regenmäntel. Er gibt ein Gericht wie Blu-

Blumenkohl st. Kauli, oder Kaviol.

mentkohl, ein Getränk wie Weinmost, und den süßen Zucker, und den geistigen Araf. Das Wasser seiner Rüsse macht die Limonade entbehrlich, und ist der Medicus seiner Eigenthümer. Selbst die Käpfe gewährt er, um daraus seine Früchte zu essen und seine Säfte zu trinken. Milch und Milchrahm schenkt er den Indianern, gibt ihnen eine Art Mandeln, und nähret sie mit wohlschmeckenden Brode. Kinder, sagt, was empfindet ihr gegen den allmächtigen Schöpfer, der solche Wunder und solche Wohlthaten in einen einzigen Baum legte? —

G.

Die Rose.

Ein Röschen stand an einem Bach,
 Sah drin sein Bild und also sprach
 Das eitle Röschen: Bin doch schön!
 Und wo ist auf der ganzen Flur
 Ein Blümchen wohl, im mindesten nur
 Es werth, zur Seite mir zu stehn?
 Wo gib'ts noch eins, nur halb so schön?
 Ha, ha! das Dingchen möcht' ich sehn!
 Doch werd' ich wohl die Ehre schwer
 Erleben, wie mir scheint. Noch sprach
 Das Röschen, als ein Sturm daher
 Vom Himmel fuhr. Er tobte sehr.
 Und nur ein Augenblick, und ach!
 Schon sah die Königin der Flur
 Der Krone Blätter all' im Bach,
 Und mit den Wellen, die nunmehr
 Gewachsen sind, von dannen fliehn.
 Den Kopf gesenkt stand sie am Bach
 Und sah den Wellen traurig nach,
 Und seufzte: ach! wie schnell dahin!

Dies Rösschen ist der Schönheit Bild.
Ein Sturm, oft auch ein Lüftchen nur:
Und — bebt ihr Schönen! — jede Spur
Von ihr ist weggespühlt.

J. Ph. Neumann.

* Fragen über Gottes Vorsehung.

Wenn ihr in einen grossen schönen Garten kämet, wo alles in dem besten Zustande wäre, die Bäume und Pflanzen in der schönsten Reihe und nach gewissen Ordnungen gestellt, die Gänge und Beete von allem Unkraute gereinigt, überall Ebenmaß, Einfachheit und Mannigfaltigkeit — mitten darin stünde ein herrliches Gebäude, das von aussen und innen an Reinlichkeit, Ordnung und Pracht nichts überträfe — ihr aber sähet niemanden irgend zugegen, und es sagte dann euch jemand: der Garten wäre schon seit Jahrhunderten nicht mehr bebauet worden, das Haus hätte seit dieser Zeit so verlassen da gestanden: — sagt, würdet ihr das wohl glauben?

Warum nicht?

Hätte nicht alles in dem Garten schon längst verwildern, hätte nicht Zeit und Ungestümm der Witterung an dem Gebäude alles verderben müssen, wenn nicht jemand zugegen wäre, der den Garten, das Haus in gutem Zustande erhielte, das Abgängige verbesserte, das Verdorbene wieder herstellte?

Wenn ihr irgendwo Ordnung und Reinlichkeit sehet, schließet ihr da nicht auf einen, der Aufsicht darüber haben muß?

Und wozu wäre auch der Garten angelegt? wozu das Gebäude mit Geräthschaften versehen?

Der Eigenthümer mußte wohl die Absicht gehabt haben, darin zu wohnen, oder es für andere bewohnbar zu machen?

Können Absichten ohne Plan und Ordnung erreicht werden?

Plan und Ordnung aber, erfordern diese nicht Aufsicht? — —

Wendet nun dieß, meine Lieben! auf das Weltgebäude an. Ihr sehet die Sonne und andere Himmelskörper, die Erde und unzählige Gewächse und ihre Bewohner darauf. Geht uns nicht die Sonne zur bestimmten Zeit auf und unter?

Wie richtig ist nicht der Wechsel der Jahreszeiten, der Tage und Nächte?

Hat man dieß nicht vor Jahrtausenden eben so gesehn?

Geschieht dieß nicht nach festen Gesetzen, so daß man Sonnen- und Mondsfinsternisse mit der genauesten Bestimmung voraus sagen kann?

Die Erde trägt ihre Früchte; sie werden aufgezehrt oder vergehen, andere kommen nach. Bey dem erstaunenden Wechsel des Entstehens und des Vergehens bleibt alles, stirbt nichts aus, hält alles seine Zeit, seine dem Bedürfniß angemessene Menge, seine Verhältnisse bey den Pflanzen, bey Thieren und Menschen. Der Mensch ist auch im Ganzen eben derselbe, wie er im Anfange war. Er wird geboren auf dieselbe Weise, lebt eine gewisse Zeit fort, findet seine Nahrung, wächst, reift, tritt wieder von seinem Plaze ab. Kurz, es ist immer derselbe Gang, immer dieselbe unverbrüchliche Ordnung. Was schließet ihr nun daraus?

Seht dieß alles nicht einen mächtigen Vorforgere voraus?

Ist Ordnung nicht ein Beweis, daß jemand da ist, der über dasselbe Ding genaue Aufsicht hält?

Wer hat die Himmelskörper aufgezo-gen, daß sie täglich ihren so richtigen Lauf nehmen?

Käme nur einer derselben aus seinem Gleichgewichte, oder träte er aus der ihm angewiesenen Bahn, würde nicht da die ganze Ordnung zerstöret, und unser Erdball — ein Pünctchen gegen jene ungeheuren Massen — in Staub zermalmet werden?

Ferner, woher haben die Thiere, woher die Menschen ihre Nahrung?

Wer gibt der Erde jährlich ihre Fruchtbarkeit?

Wer gießt Regen und Thau herab?

Muß da der Schöpfer nicht Kräfte in die Natur gelegt haben, die nach beständigen Gesetzen fortwirken, um seine Absicht zu erfüllen?

Und wenn er noch jetzt will, daß diese Kräfte fortbauern, muß er nicht stets für ihre Erhaltung wirksam seyn?

J. S. Wiser.

* Die Jugend.

In der Jugend rosigem Gebieth
Lacht uns alles freundlich, hold und schön,
Wenn wir noch in unsrer ersten Blüthe,
Rosen gleich, im Wonnemonde stehn.

Noch umwinden ihre frischen Kränze
Unsre Schläfe — alles ist voll Gluth,
Noch erfreun uns ihre Reihentänze,
Und durchströmen rascher unser Blut.

Noch vergoldet ihre Morgenröthe
 Unfre Wang' im schönsten Purpurlicht;
 Noch gleicht unser Sang der Hirtenflöte,
 Die sich sanft im fernen Nachhall bricht.

Loſe Scherze ſchwärmen mit den Freuden
 Ländelnd um der Jugend Schritte her,
 Leichtſinn ſchwingt die Flügel — jedes Leiden
 Flicht vor ihm — nichts macht das Herz uns
 ſchwer.

Doch wie lange können Leute blühen?
 Eilt nicht ſchnell der Jahre Herbtſt herbei?
 Immer wird nicht unfere Wange glühen,
 Wie der Roſe Purpurpracht im May.

Bald verſchimmern wird des Auges Helle,
 Das den Sternen gleich in Strahlen glüht,
 Und verſiegen wird des Feuers Quelle,
 Wenn das Alter es mit Flor umzieht.

Ach, nach wenig, wenig kurzen Jahren
 Iſt die ſchöne Jugendzeit dahin,
 Nehmt den Kranz dann lächelnd aus den Haaren,
 Und vertauſcht mit etwas Beſſerm ihn.

Treut euch dann der Reize, die nie ſchwinden,
 Die mit eurer Jugend nicht entſohn,
 Sie, die Kränze noch im Alter winden,
 Sind alsdann der edle, ſchönſte Lohn.

Wohl dem, der, wenn jene Schimmer fallen,
 Doch noch etwas Dauerndes behält!
 Was in jedem Alter kann gefallen,
 Iſt die Weiſheit, die im Werth nie fällt.

Mit der Jugend schwinden viele Freuden,
 Aber manche Thorheit auch dahin;
 Manches scheinbare geträumte Leiden,
 Sehen wir zugleich mit ihr entfliehn.

Nun so laßt uns trösten, daß die Jugend
 Vogelschnell uns bald vorüber flieht,
 Laßt sie uns ersetzen durch die Jugend,
 Die doch länger, als die Schönheit blüht.

F. W. Bonora.

Einige Fragen über den Werth der Freuden.

Wie oft geschah es nicht, mein Lieber! daß du dich auf gewisse Lustbarkeiten sehr freutest, und schon im voraus darüber recht froh warst: wie war dir beym wirklichen Genuße zu Muth?

Warst du auch noch so froh, wie bevor?

Wie nach dem Genuße?

Was hattest du nun davon?

Blieb nicht oft ein gewisses Leeres in dir zurück?

Geschah dieß auch nach einer wohlthätigen Handlung, die du an einem armen Menschen ausübtest, oder nachdem du mit anhaltendem Fleiße gelernt, und dir neue Einsichten und Ehre erworben hattest?

War dir nach einer angenehmen Mahlzeit, nach einer genossenen Lustbarkeit so wohl, als jetzt nach einer solchen That?

Schmeckte dir nicht vielmehr die Lustbarkeit selbst dann süßer?

Blieb nicht eine angenehme Nachempfindung an jene edle That, an deinen angewandten Fleiß in dir zurück?

Und wenn du dich auch noch spät daran erinnerst, verbreitete das nicht aufs Neue Zufriedenheit über dich?

Erfuhrst du dieß auch so bey Ergekungen der Sinne, Spielen u. dgl.?

Nicht wahr, ein Mahl geriethest du darüber in Zank mit deinen Gespielen und zogest dir vielen Verdruß zu? ein ander Mahl trugst du wohl gar eine Unpäßlichkeit davon; du mußttest darum eine bittere Arznei nehmen: warum entschloßest du dich gleichwohl hierzu?

Ist dir die Gesundheit lieber, als eine vorübergehende unangenehme Empfindung?

Wenn dir jetzt die Wahl zwischen Gesundheit und Spielen, zwischen Lustbarkeit und dem Freuden genuß über deinen Fleiß gegeben würde, was würdest du wählen?

Welche Freuden sind unvermischter, sicherer, dauerhafter?

Welche besser?

J. S. Wiser.

Man sey wohlthätig auch gegen jene, welche von einer andern Religion sind.

Husch, husch, wie is mir so kalt! sagte ein armer Judenknaube, lief auf der Straße hin und her, blies in die Hände, und fing zulezt vor Schmerz zu weinen an. Albert der Sohn eines Kaufmanns sah ihn durch das Fenster, ging hinaus zu ihm, und fragte, warum er dann weine? Weh mir, jünger Herr! sagte er, kolt is mir, so kolt, daß ih d' Finger und d' Fuß kam mehr rühr'n kon. So geh in's Zimmer mit mir, sagte

Albert, da ist es waras eingehigt. Gern, gor
 gern thät ichs, antwortete er, ober ich muß auf
 mein Botta wort'n, der bold herkuma soll. Nun
 den kanst du ja durch's Fenster kommen sehen,
 erwiederte Albert, nahm ihn bey der Hand,
 und führte ihn hinein. Wie er im Zimmer war,
 merkte Albert, daß er durchlöcherete Strümpfe,
 und gar keine Handschuhe habe. Er ging gleich
 zu seiner Mutter und bath sie, ob er ihm nicht
 seine alten Handschuhe und ein Paar Strümpfe
 schenken dürfte. Sie erlaubte es ihm gern, und
 im Augenblicke war er damit da, und gab sie ihm.
 Gütn Donk, gütn Donk! rief voll Freuden der
 arme Knabe aus, wos than' Sie mir ormen Jüde.
 Die masten Christ'n Kinder than mich ausspott'n,
 und Sie than mir so viel Güts. Der Botta do
 ob'n, wird's Jhn'a vergelt'n. Albert aber freute
 sich, die Lehre Jesu befolgt zu haben, daß man
 auch jenen, die anderer Religion sind, Gutes
 thun muß.

L. Chimani.

* Keine Aufforderung.

In Nahmen eines armen Kranken.

Zum ersten Mahl' und noch in jungen Tagen
 Nehm' ich der Armuth Stab zur Hand,
 Und walle hin, nur Einigen zu sagen:
 Ich bin von Gott zu euch gesandt!

Denn hört: unzählig waren meine Schmerzen,
 Doch blieb mir wieder sie — Geduld;
 Die Armuth lag mir schwerer noch am Herzen,
 Kein Helfer kam mit Trostesuhld.

Bergweifeln wollt' ich schon im wilden Jammer,
 Mein Unglücksmaß war übervoll;
 Da war es, wo durch meine Krankenkammer
 Die hohe Gottesstimme erscholl:

Was jammertest du? dich warf mein Arm darnieder,
 Dich hebt mein Arm. — Auf, sammle Muth!
 Noch hab' ich Menschen, jedes Armen Bruder,
 Sie wandeln still, und wandeln gut.

Und diesen Einigen sollst du dich zeigen,
 Nicht bis zur Klage herabgestimmt,
 Nur sagen sollst du: Sehet mich! — dann schweigen;
 Sie wissen schon, was Pflicht bestimmt.

Ich hörte's, nahm den Stab, und ward erquicket
 Von süßer, fester Zuversicht;
 Denn hab' ich wo die Einigen erblicket,
 So zeig' ich mich nur — ford're nicht!
 Jos. Martinides.

* Das Blümchen.

Ich hatt' ein Blümchen, das unbekannt
 Und einsam in meinem Garten stand;
 Das Blümchen wuchs täglich an Schönheit und
 schien
 Mir lieblicher jeden Morgen zu blühen.

Auch sah mein Blümchen jedermann,
 Der's sah, mit Lust und Wohlthut an,
 Und Jüngling und Mädchen blieb vor ihm stehn,
 Und liebte das Blümchen und nannt' es schön.

Da kam ein Bube — der brach es mir!
 Das Blümchen welkte. — Fluch, Bube, dir!
 Kein Jüngling, kein Mädchen blieb vor ihm stehen,
 Und liebte das Blümchen und nannt' es schön.

O Mädchen, du gleichest dem Blümchen hier.
 Blüht frisch die Blume der Unschuld dir:
 Nach dir sehnt jeder Jüngling dann sich,
 Und jede Gespielinn liebet dich.

Ja, Liebe, du gleichest dem Blümchen hier,
 Verwelket die Blüthe der Unschuld dir:
 Dann sehnet kein Jüngling nach dir sich mehr,
 Dann, Arme, liebt keine Gespielinn dich mehr.
 J. Ph. Neumann.

* Die Bergfeyer

am Geburtsfeste unserer huldreichen
 Landesmutter

Marien Theresiens.

Gehalten auf dem Leopoldsberge von der Schuljugend
 der Korneuburger Haupt- und Industrie-Schule
 den 6ten Junius 1793.

Feyerlich beging die Kaiserstadt glänzende Freudenfeste, dem neugebornen Erzherzoge und seiner erhabenen Mutter geweiht! Wir durch Korneuburgs zerschossene Mauern davonentfernet nahmen stillen, geräuschlosen Antheil an den neuen Hoffnungen dieser Tage, weil uns unsere Pflichten und Lage die nähere Mitfeyer derselben untersagte.

Allein hoch flammte im Duche der Zeiten uns ein Tag entgegen, der die Quelle aller dieser fest-

lichen Kinder der Freude ist, der Tag, an dem uns der Himmel *T h e r e s i e n*, unsere Kaiserin, geschenkt hat. — „Diesen Tag nach unserer Art zu feyern, — sprachen wir — ladet Natur und Gefühl uns ein, die sich vereinigt zu haben scheinen, uns das kindliche Opfer der Liebe und Ehrfurcht zu erleichtern, das wir im Stillen schon lange brachten, das wir aber nun auf dem *Leopoldsberge*, diesem Prachtaltare der Natur, für *F r a n z* und *T h e r e s i a* öffentlich darreichen wollen!“

Gesagt und beschlossen.

Seit dem Augenblicke dieses einhelligen Entschlusses zögerten die Minuten, wie Stunden, bevor uns der 6. Junius, von Aurorens Rosenhänden aus der dunkeln Entfernung der Zukunft, geschmückt wie eine Braut, herbengeführt wurde.

Mit dem allmächtigen Emporsteigen der lebensbringenden Sonne eilen wir — ein halbes Hundert fröhlicher Menschen! — Kinder, Jünglinge und Männer, in einer Stufenreihe von 6 zu 40 Jahren, dem bestimmten Sammelplaze zu. Aus dem entwölkten Auge jedes Kommenden lächelte der Gedanke: Es lebe *T h e r e s i a* die Gütige, die huldreiche! Oft und selig kehre der heutige Tag Ihrer Geburt zurück!

Hüpfend und neubelebt von dem Wehen des kühlenden Morgens wird die kleine Wanderung von *Korneuburg* angetreten.

„*T h e r e s i e n* sey dieser Tag geweiht!“ riefen die Erwachsenen auf, und mit stammelnder Zunge sprachen's die Kleinen nach!

„*T h e r e s i e n* sey dieser Tag geweiht!“

Unter Gesprächen von *F r a n z e n s* und *T h e r e s i e n s* Güte, deren selige Spuren jeder Stadt- und Hüttenbewohner genießt oder erwartet, und von den hoffnungsvollen Segen, den der Allvater, da er uns eine solche Fürstin schenkte, über Nationen verbreitete und noch verbreiten wird, von ihrer Herablassung, Theilnahme, Wohlthätigkeit und dem feinen Geschmack' in Anordnung festlicher Überraschungen — erreichen wird in der Gegend von Langenenzersdorf das sandige Ufer des Donaustromes.

Hier stehen fröhliche Schiffer, durch unsere Lieder geweckt, bereitet, um uns über den Rücken des ostsuchenden Stromes zu führen. Mit einmüthigem Rivat beginnt die Fahrt, und mitten auf dem grünlischen Gewässer erschallet der Klang der Waldhörner und der Gesang der Opferlustigen. Folgende Empfindungen übergeben sie dem schnellfortrauschenden Wellen, um sie am Ufer der Kaiserstadt unserer Huldinn zum Throne zu legen:

Berge, Wälder, Wasser, Freunde!
 Macht bey'm lauten Hörnerklang!
 Eine jauchzende Gemeinde,
 Stimmt in unseren Gesang:
 Gott wir weih'n mit frohem Leben
 Dir dieß neue Lebensjahr!
 Schenk, o schenk I h r langes Leben,
 Und Gesundheit immerdar!

Der Schall der jubelschmetternden Trompette begleitet den Schluß dieses wiederholten Wunsches, dem von dem Berge entgegendonnernde Böller antworten.

Wir haben sie nun durchfurcht die horchenden Bogen. Im Angesichte des glänzenden Stif-

tes Klostersneuburg steigen wir ans Ufer und suchen, hingezogen von freudiger Erwartung, den Fußsteig, der uns zum Oesperhügel hinaufführen soll. Leicht findet der Sucher, was die Hoffnung feurig wünscht. — Hier schlängelt sich der hellere Pfad über eine buntbemahlte Wiese, indes zur Rechten uns eine romantische Bergstadt beobachtet und zur Linken uns winkende Auen zulächeln. Allmählich erhebt er sich nun, wie das menschliche Herz, das sich dem Ziel eines Wunsches nähert. Alles bekommt, wie vom Zauberstabe berührt, eine reizvollere Gestalt. Die Wiese wechselt nun mit grünenden Weinreben und fruchtnährenden Obstbäumen, unter deren Schatten im hohlen Fahrwege frische Quellen rieseln.

Noch halb im Taumel über unsere Erhöhung und die geisterhebende Aussicht in die Gegenden umher, empfängt uns schon das heilige Dunkel des rauschenden Buchenhains.

Hier wandelt sich der schmale Pfad in einen Alleegang, mit Ruhesitzen und Stufen und bemahlten Geländern versehen. Der Genius dieser erquickenden Schatten, Prinz de Ligne, rauscht, nur im Gewande seiner geschmackvollen Güte sichtbar, durch die Gipfel des Hains uns zur Seite. — Nun hält er stille. — Und, siehe! unter den Wurzeln eines astreichen Baumes sprudelt die Labung für Ermüdete, eine silberklare Quelle, hervor. Ein steinernes Behältniß umschließt dieß erquickende Wasser, und für die Wandelnden sind Sitze, wie von der Hand der Natur gestaltet, zu beyden Seiten errichtet.

Ein: Es lebe Theresia! Es lebe Franziskus! erschallet hier durch die Wipfel der Bäume, und freudiger rinnt die Quelle, und ehrerbietig horchend schweigt der Gesang der

befiederten Sänger, indef wir uns hier mit Blumenkränzen schmücken und zum kommenden Opser bereiten.

Festlich geschmückt und durch eine kurze Erhohlung gestärkt eilen wir mit neuem Muthe und hurtigen Schritten dem Ziele des Tages zu, in einer Ordnung, wie sie dem schönen Zwecke gemäß ist. Die flatternde Fahne voran, deren Träger von zwey gezierten Kleinen begleitet wird. Auf diese folgt der zahlreiche Chor, welchen die gereihten Schüler mit ihren Lehrern, Aitern und Gönnern aufnehmen. Zuschauer beschließen, auch in Ordnung gepaart, den langen Zug. — Langsam und feyerlich ist sie nun erreicht des Berges Krone, und heilig und hehr und mit nie gefuhltem Erstauen blicken wir hin zur fernen Kaiserstadt, hin zur Adlerburg, die unsere theuere Landesfurstinn vor unsern Augen birgt. Mit gefalteten Händen und einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe flehn wir singend zum Allvater:

Heilig, heilig, heilig ist
 Gott der Vater der Natur!
 Was da lebt und weht und fließt,
 Predigt seiner Güte Spur.
 Güte, Vater, ist's von dir,
 Daß du uns *T h e r e s i a*,
 Osterreichs Stolz, des Thrones Zier,
 Heute gabst — Halleluja.

Die lauteste Beredsamkeit der wahren Empfindung — ein tiefes Schweigen, herrscht ist in der ganzen Gesellschaft. — — — Die feyerliche Pause ist nun zu Ende. Mit klingendem Spiel und fliegender Fahne, von welcher die Rahmen unserer theuersten Beherrscher strahlen, ziehen wir durch das dunkle Thor der Feste auf dem Hofplatz hin-

ein, wo zu den Zeiten unserer Urbäter Oesterreichs Herrscher ihre Tage verlebt.

Bewunderung und ein freudiges Erstaunen liegt in den Augen Aller über den entzückenden Anblick, den diese Höhe gewährt. Da indeß alle, besonders die Kleinen, nach Erhöhung sich sehnen, so vertheilen wir uns, um auch nicht ein Tröpfchen unangenehmer Empfindung in dem Genuß dieses Festtages zu mischen, in die zubereiteten Gemächer, wo traulicher Scherz und regellosere Freude die Scene nur ändern, und das Vergnügen mit Häuslichkeit würzen. — —

Noch wirft die Sonne verlängerte Morgenschatten. 'Gestärkt an Leib' und Seele brechen wir abermahls auf, und eilen in scheinbarer Unordnung dahin und dorthin, wo Neugierde und Zuruf hinlocken. — Ein Stoß in die Hörner! und alles ist auf dem verabredeten Plage wieder versammelt. Gesättiget von der weitausgebreiteten Aussicht versammeln wir uns in dem schattigten Wald, und ziehen durch denselben, unter wechselnden Liedern und Jubelgeröth, auf den benachbarten Kalleberg. Nichts wird hier unbesehen, nichts unerklärt, nichts unangemerkt gelassen. —

Nach einer dem Sehen und Fragen geschenkten Stunde schallt wieder ein schmetternder Hörnergetöth. Es verkündigt das Zeichen zum Einzuge in die heiligen Hallen der Andacht. Hier wird durch ein feyerliches Hoschamt für das Wohl unserer theuersten Landesmutter und ihrer erlauchten Sprossen zum Himmel gebethet. Nie war da ein Kirchenfest feyerlicher, denn dieses! Hier der opfernde Priester am Altare, an den Stufen desselben die Weisfahne, auf den Knieen die bethende Unschuld, in den Stühl. n umher Er-

wachsende jedes Standes und Alters, auf dem zu enge gewordenen Chore Gott, und Fürstenliebende Tonkünstler aus allen Gegenden! — Welch ein Anblick!

Segnungen, Gebeth und Fürbitte sind zum Himmel abgesendet, und der schweigend = feyerliche Zug verläßt den Tempel des Herrn. Beym Austritt' aus demselben eilt uns ein Erzieher, seine adelichen Zöglinge an der Seite, entgegen und überreicht uns seine mit poetischem Gewande gezierte Wünsche und Empfindungen in Beziehung auf diesen Tag. Sein Herz belohne den Edlen, wenn ihm die Thränen nicht Lohnes genug sind, die er dadurch den Augen der Bessern entlockte! Konnte dieses Denkmahl seiner schönen Seele einen würdigern Platz finden, als die Hände des großmüthigsten Prinzen, denen es anvertraut wurde?

Noch ein anderer Menschen- und Kinderfreund, Herr Joseph May kommt mit einer Anzahl theilnehmender Schüler und Zöglinge von der Kaiserstadt hergezogen. Mit feyerlichen Kleidern angethan, ihre Arme mit duftenden Blumenkränzen umwunden, wie erheben sie das Festliche unseres Zuges!

Indeß naht sich die alles Leben an sich erinnernde Mittagsstunde. Es wird das Zeichen zur Rückkehr auf den Leopoldsberg gegeben. Hier lagern wir uns an gemeinschaftlichen Tischen zum erquickenden Mahle, und ahnden nicht, daß auch dasselbe die Freygebigkeit des Prinzen de Ligne bestrahlen würde. — Die Freude gewinnt jetzt erst neuen Schwung. Jedes aus der Versammlung hält den besten Trunk, den es zu thun vorhat, anständig jubelnd in die Höhe, und ruft, vom Chore begleitet:

Hoch lebe Kaiser Franz
 Und unsre Kaiserin!
 Und Ihres Nahmens Glanz
 Bestrahl uns immerhin!

Jedes von dem Kleinsten bis zum Größten muß irgend eine neue Eigenschaft angeben, wodurch ihm unsere Monarchin und ihr erhabener Gemahl ehrwürdig und liebevoll erscheint. Einer sammelt alle diese Züge kindlicher Einfalt und männlichen Scharfsinnes zum Lobe und zur Liebe unserer Regenten in einem Gedenkbuche, als ein bleibendes Merkmal dieses der Vaterlands- und Fürstenliebe geweihten Tages.

Nach genossenem Mahle ziehen wir von neuem auf den Josephsberg unter Gefängen und Vivatrufen hinüber. Da sondert sich auf losgebrannte Signale aus Böllern unsere zahlreiche Versammlung in 3 Theile: in Schauspieler, Chorallisten und Zuschauer ab. Auf dem Theater des Prinzen wird von Kindern Engels Lustspiel: der Edelknaube, aufgeführt. Erfüllt sind alle Plätze mit sich drängenden Zuschauern, und selbst die Loge mit andern erhabenen Personen beehrt die Vorstellung mit seiner Gegenwart und dem rührendsten Beispiele fürstlicher Herablassung, indem er dem etwas zu ungestüm neugierigen Volke freiwillig seinen Platz überläßt und mit neuer Großmuth nach Endigung des Stückes ein freyes Bespermahl veranstaltet.

Der gemeinschaftliche Zug schießt sich nun zum Opfer an und kehrt deshalb singend und jubelnd, daß es von allen Hügeln und Thälern wiederhallt, auf den Leopoldsberg zurück. Da steht auf dem Hofraum ein einfacher Altar mit grünenden Laubwerk, Papier-Gold und Bändern gezieret.

Auf ein Zeichen ziehen wir in feyerlichen Reihen vor denselben, unsere Augen auf die Kaiserstadt geheftet. Den Hinzug begleitet Musik mit halb gedämpfem Opfergesange. — Der kleine mit Blumen und Kränzen geschmückte Fähnrich steckt segnend in der Mitte des Altares das Opferfähnchen auf, das hier zu *T h e r e s i e n s* Geburtseste zu flattern mit rührenden Weisungen und einer angemessenen Rede eingeweiht wird. — Ist ertönen abwechselnde Chöre der Musik, unter welchem jedes der Kleinen ein brennendes Herzbild, auf dem ein in Poesie ausgedruckter Wunsch lesbar ist, neben der Weisfahne ehrerbietig hinlegt. Während dem Opfer und auch jetzt zum Schluß desselben erschallen wirbelnde Böller.

Beseelt durch die schönen Empfindungen, welche diese Zeremonie einzulösen im Stande war, kehren wir zurück in die Zimmer des Prinzen, die nach gothischem, türkischem und ägyptischem Geschmacke verziert sind, und dessen herablassender Gefälligkeit wir den vollsten Genuß dieses Freudenfestes zu verdanken haben. Von Bewunderung durchdrungen kehren wir in die Zimmer des Gastwirthes zurück, wo Erquickung für die Kleinen, und Tanz und Musik für die zahlreich angewachsenen Fremden bereitet wird.

Unterdeß verlängern sich die Schatten der abendlichen Sonne, und erinnern uns an die Rückreise. Ungern versammeln wir uns und nähern uns, wie vorhin geordnet, zum letzten Mahle dem Opferplatze. Neue Wünsche für *T h e r e s i e n s* langes Wohl und das österreichische Erzhaus werden zu den Sternen gesendet, der Altar wird zum Sinnbilde eines immerblühenden Glückes mit Rosenstücken und Blumen bedeckt, und dann unter harmonischer Musik folgendes Lied angestimmt:

Weihlied.

Gespielen laßt uns fröhlich seyn
 An diesem Freudentag!
 Es müsse sich des Lenzes freun,
 Wer froh zu seyn vermag.
 Bey muntern Sang' und Saitenspiel',
 Und Länzchen nebenher
 Wird' uns heut des Vergnügens viel —
 Und wohl noch etwas mehr.

Laßt uns der Fluren Schmuck besehn,
 Bewundern ihre Pracht;
 Die Sonne, die so hell und schön
 Auf Gottes Erde lacht!
 Die Donau, die so herrlich wallt,
 Und, wie ein Silbermeer,
 Voll Glanz in unsre Augen strahlt —
 Und wohl noch etwas mehr.

Mit jugendlichem Freudsinn'
 Blickt dort im weiten Thal'
 Auf Dörfer und auf Schlösser hin;
 Wie lebt's da überall!
 Wir sehn die stolze Kaiserstadt
 Mit ihrer Thürme Heer',
 Die für das Aug so Vieles hat —
 Fürs Herz wohl noch vielmehr.

Ja, Theurer als die bunte Flur,
 Und als des Frühlings Wehn,
 Und als der Sonne Feuer spur,
 Die wir des Morgens sehn,
 Und schätzbarer, als Stadt und Hain,
 Und all die Wunder drin,
 Ist uns — wer köunt' es anders seyn?
 Heut unsre Kaiserinn.

Ja unsere *T h e r e s i a*,
 Die einer *Grazie* gleicht,
 Wenn ihren Kindern fern und nah
 Sie zärtlich Hülfe reicht!
 Wenn Sie an unsers Kaisers Hand
 In unsrer Mitte geht,
 Und von der Liebe Blumenband
 Gefesselt bey ihm steht!

Wenn Sie den Armen Labung heut,
 Die Flehenden erhört,
 Die Strenge der Gerechtigkeit
 In Milderung verkehrt;
 Wenn auf den Säugling in dem Arm'
 Sie Freudenthränen gießt,
 Und doch, gleich huldreich, gut und warm,
 Auch — uns noch Mutter ist.

Hör, Welterhalter! unser Flehn,
 Das, für *T h e r e s i e n s* Wohl
 Von uns geweiht auf Bergeshöh'n,
 Durch Wolken dringen soll;
 „ Laß *Franzens* und *Theresens* Bahn
 „ Beglückt und himmelrein,
 „ Laß fröhlich sie von heute an,
 „ Wie unsre Kindheit seyn! “ —

Stillschweigend und langsam geht nun der
 Zug, mit nach der Kaiserstadt gehefteten Blicken,
 von dieser uns heiligen Stätte hinweg, indem er
 das Opferfährchen mit den Herzen, als ein Denk-
 mahl seiner mehr nicht vermögenden Liebe
 und Ehrfurcht für *T h e r e s i a* und *F r a n z*
z i s t u s auf dem Berge zurückläßt.

Um endlich selbst dem dunkeln Trauerreiche der
 Nacht die Freuden dieses Tages zu verkündigen,

veranstaltete Prinz de Ligne mit freigebiger Milde, daß bey einbrechender Nacht beyde Berge durch den Schimmer einiger hundert Kerzen und Lämpchen erleuchtet, und so die Strahlen dieser Bergfeyer auch in die Gegenden umher verbreitet wurden.

G.

Ungehorsam strafft sich selbst.

Christinchen hatte oft von der Mutter die Warnung bekommen, sie sollte ja nicht mitten auf der Straße gehen, sie könnte leicht nieder geritten oder über gefahren werden. Bleib hübsch neben den Häusern, sagte die Mutter immer, wenn sie Christinchen ausschickte. Ofters vergaß sie die Warnung. Eines Tages schlenderte sie wieder sorglos mitten auf der Straße fort. Ein Reiter kam in vollem Galopp hinter ihr, sie hörte das Pferd traben, machte einen Seitensprung, strauchelte und fiel derb nieder. Sie hatte sich die ganze Wange wund gefallen, und da zu Hause die Mutter die Ursache ihres Falles vernommen hatte, bekam sie noch obendrein einen großen Verweis.

L. Chimant.

Das naschhafte Eichhörnchen.

Eine Fabel.

Ein junges Eichhörnchen bekam von seinem Pfleger traulich Mandeln, Nüsse und Eicheln, zu Zeiten wohl auch Apfel- und Birnenspalten. Es

Apfel- und Birnenspalten ff. Klexen.

durfte auch oft außer dem Käfig im Zimmer herum springen. Dabey befand es sich recht wohl.

Einst machte es eben den Springaufundab im Zimmer, als sein Herr eilends fortgeruffen wurde. Da sah es auf dem Kasten einige Aprikosen.

Ey! dachte es, wie schön sie aussehen! Sie mögen wohl auch nicht übel schmecken. Mein Herr gibt mir doch nie was davon. Es ist gut, daß er nicht da ist; ich muß sie auch kosten. — Geschwind nahm es eine in die Pfötchen, und aß hurtig darauf.

Aber sie bekam ihm nicht gut. — Wie sein Pfleger zurück kam, lag es schon traurig und krank da, und den folgenden Tag war es tod. Sterbend soll es gesagt haben: O ich unglückliches Thier! in welches Elend habe ich mich gestürzt, daß ich von einer mir unbekanntem, schädlichen Frucht genaschet habe!

L. Chiman i:

Die unglückliche Neugierde.

In B^r, einem Städtchen in Mähren, besuchte an einem frühen Morgen ein zehnjähriger Knabe seinen Gespielen von gleichem Alter, dessen Altern kurz vorher ausgegangen waren. Er mußte unterdessen ein kleines Kind zu Hause hütthen, welches er eben am Arm herum trug, als er diesen unerwarteten Besuch bekam.

Dem kleinen Gaste war das gerade recht, daß er ihn allein antraf, weil er jetzt, was er sich sonst nie würde getrauet haben, alles im Hause um so freyer begucken und betasten konnte.

Unter andern fielen ihm ein paar hübsche Pistolen, die auf der Wand hingen, sogleich auf.

Er wußte nicht, daß sie geladen waren, auch dachte er nicht daran; aber er nahm ungesäumt, von unzeitiger Neugierde getrieben, eine Herab und besah sie eine Weile.

Jetzt zielte er im Späße auf den andern Knaben, spannte den Hahn auf und druckte los. — Gott, wie erschreck er, als er sein'n Kameraden fallen und sich im Blute wälzen sah! — — Der Schuß ging durch die linke Seite des Leibes, und ehe die benachbarten Leute herbey geeilet sind, gab er schon seinen Geist auf. Zum Glück blieb das kleine Kind, das zu des Erschossenen Füßen lag, ganz unbeschädigt.

Man kann sich die Angst der Mutter des thörichten Schützen denken, sobald sie von dem Vorfalle Nachricht erhielt — denken den Jammer der Altern, als sie nach Hause zurück kehrten, und ihren kleinen Liebling todt fanden.

Abermahl's ein warnendes Beispiel: wie wenig rathsam es ist, kleine Kinder sich selbst zu überlassen — aber auch wie schädlich es ist, wenn Kinder nach allen langen, was sie nicht kennen und was ihnen zu berühren nicht erlaubt wird.

E. Mattulik.

* Lied eines Leidenden.

(Vom Herrn Bibliothekar Richard in Gotha)

Gefilde des Todes,
 Gefilde der Ruh,
 Euch wanfet voll Sehnsucht
 Der Leidende zu!
 Er steht am Gestade
 Verkannt und allein,
 In Wüsten des Lebens
 Allein ach! — allein.

Er kam zu den Menschen
 So willig und gut,
 Er trug in den Adern
 So glühendes Blut;
 Er sah nach Gefährten,
 Nach Antwort sich um —
 Doch alles war öde,
 Und alles war stumm.

Im Mondschein wird blinken,
 Sein hüglisches Grab,
 Doch war wo ein Auge,
 Das Thränen ihm gab?
 Es rauschen vergessend
 Die Tritte beyhin,
 Vergessend, wen decket
 Des Hügelchens Grün.

Laß rauschen die Tritte,
 Laß Menschen sich freun,
 Einst hüllt auch das Dunkel
 Des Todes sie ein.
 Wohl rollen die Jahre,
 Wohl schwindet ihr Lauf;
 Einst stäubt auch ihr Moder
 Zur Sonne mit auf.

Gefilde des Friedens,
 Gefilde der Ruh,
 Nur ihr weht Vollenbung
 Dem Leidenden zu!
 Die Träume der Todten
 Sind kühl und sind leicht,
 Wohl dem, der am Ziele
 Nicht ferne mehr schleicht!

Aus der deutschen Bibliothek.

Die zwey Mäuschen.

Zwey Mäuschen gingen, um zu sehen,
 Ob was für sie im Zimmer sey. —
 Sie gingen hier vor einer Fall' vorbei.
 Voll Freude blieb das Eine stehen.
 Lieb Schwesterchen! rief es, nichts schöner
 kann man sehen!
 Sieh, Welch ein Bissen Speck! ich wollte — — —
 Was willst du?
 Versetz die andre, geh bey Leibe nicht hinzu.
 Denn glaube mir, berührst du ihn,
 Dann machts: pardauz! und du bist hin.
 Du kennst die Menschen nicht. Wer weiß es,
 was für List
 Hier hinter diesem Speck vielleicht verborgen ist.
 Je, geh doch, geh mit deiner List!
 Wendt jene wieder ein,
 Du Nädchen, du! wer wird auch gar so furcht-
 sam seyn!
 Der Menschen List?
 Haha! die, Liebchen, ist mir alle
 So wohl bekannt, so wohl — als es nur mög-
 lich ist.
 Sie sprach, griff nach dem Speck — Klapp! — lag
 sie in der Falle. —
 Sehr wahr ein alter Weidspruch lehret:
 Für den ist keine Hilfe, der klugen Rath nicht
 hört.

J. Ph. Neumann.

Die Landfabrt

oder

Übermuth thut niemahls gut.

Ein

Schauspiel für die Jugend

in zwey Aufzügen.



O! Gott 'gib Kraft zu tragen! Ich vermags nicht!

P e r s o n e n .

Baron Friedberg.

Amalie, dessen Gemahlinn.

Engelbert, ihr jüngster Sohn, ein Knabe
von 10 Jahren.

Marie, ihre jüngere Tochter, 9 Jahr alt.

Maximilian, ältester Bruder der Vorigen 15
Jahre alt.

Rosalie, ältere Schwester, 16 Jahr alt.

Bonhora, Hofmeister.

Bedienter, ein abgedankter Soldat, Jäger
und Bauern.

Der Schanplatz ist ein geräumiges Zimmer, wor-
in ein Marienbild mit dem Kinde an der Wand er-
sichtlich ist, unter welchem etwas seitwärts ein Tisch-
gen steht. Auf der entgegen gesetzten Seite sieht man
den Theil eines Claviers hervorragen. Im Hinter-
grunde ist ein größerer, und auf einem Sessel ein klei-
ner eröffneter Koffer.



Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Amalia und Marie.

Marie. (Sie sitzt mit der Reißfeder in der Hand vor dem Marienbilde, sieht es oft an und dann wieder auf das Papier, um es nachzuzeichnen.) Du lebenswürdige Mutter! Wie werd' ich dieß sanfte Auge, diese liebevolle Miene, diesen schweigenden Mund treffen? Nein, das treff' ich nicht, in der heutigen Verwirrung im Hause gewiß nicht.

Amalie. (in der Scene) So, liebe Leute! tummelt euch nur, damit wir dann nicht lange warten dürfen. (diese letztern Worte schon im Hervorgehn zu Marien) Wie ich sehe so kommt dir die Trennung von deinem Bilde schwer. Aber laß es für jetzt, liebe Marie! und pack deine Sachen in den Koffer. Du kennst den Papa. Weißt du, was er sagte? Wer nicht eingepackt hat, wenn des Großvaters Wagen kommt, der muß hier bleiben.

Mar. O liebe Mama! nur diesen Strich noch. (legt dann die Feder weg, und küßt der Mutter schmeichelnd die Hände) Ich weiß nicht, liebste Mama! wie mir heute so bang ist. Immer kommt es mir in den Sinn: heute arbeitest du das letzte

Mahl an deiner M a d o n n a. Dann werd' ich traurig und trachte, bald fertig zu werden.

A m a l. Gutes Mädchen! du bist doch in allen Stücken zu furchtsam. Eine Reise von etlichen Meilen zum Großpapa, was soll uns denn da auch weiter begeben?

M a r. (springt um die Zeichnung und trägt sie der Mutter entgegen) Sehen Sie, Mama! so weit bin ich schon; nur da fehlt noch etwas.

A m a l. In Werken der Kunst muß man nie darauf sehen, wie geschwind, sondern wie gut man arbeitet. (nimmt den Bogen und besieht ihn genau) Hast du dieß da nicht heute gemacht?

M a r. Ja, eben jetzt. Aber wie kennen Sie denn das?

A m a l. Ein sehr glücklicher Ausdruck, eine Schattirung, die das Gesicht wohl heraushebt, eine Arbeit, wie du sie nur in der heutigen Stimmung deines Gemüthes machen konntest. (rasch, indem sie ihr die Zeichnung gibt) Doch laß es für jetzt gut seyn, Mädchen! und packe deinen Koffer. Wenn ich wieder komme, hoffe ich dich fertig zu sehn. (geht ab)

M a r. Wie Sie befehlen, gütige Mama. (geht an den Koffer)

Zwenter Auftritt.

Marie, Engelbert.

Engelb. (hüpft munter und singend von der andern Seite herein. Er hat zwey Hüthe über einander auf, auf den ausgestreckten Armen hat er allerley Kleidungsstücke, Leinwäsche und dergleichen hängen. In der einen Hand hält er Stock, Peitsche, Spielwerk, in der andern ein Paar Stiefel) Tralladera, tralladera, tralla la la!

Mar. Du bist doch immer guten Humors, Brüderchen! Wenn ich doch auch so seyn könnte! (während sie immer einpackt, und Wäsche und Putzzeug zurechte leget)

Engelb. (ungefört und tanzend) Trallallalalla, tradidumbumdumba, trallalla, trallalla, trallidumbumdumba!

Mar. Geh, Brüderchen! mache, daß wir fertig werden. Mama war schon da. Wir dürfen sonst nicht mitfahren.

Engelb. Ah, darum ist mir nicht bange. Bis du deine Bänder, deine Pfänder, deine Gewänder; deine Spitze, deine Mütze, dein Gefrige, deine siebzehn Wunder und allen Plunder eingepackt hast, o! da tanze ich noch zehn Menuete, und räume zehn Mal meine sieben Sachen ein und aus.

Mar. Aber wenn nun jemand käme, und dich in diesem Aufzug sähe. Man würde dich für einen Narren oder ein Gespenst halten.

Engelb. Gespenst — glaubst du? Wart, den stotternden Bedienten will ich erschrecken, wenn er mir nachkommt. (rückt hurtig den Tisch etwas hinter die Thüre, stellt ein Paar Sesseln darauf, und sich dazwischen mit ausgebreiteten Armen, um den Bedienten zu erwarten) Das du ihm aber nicht winkst, Marie! sonst verdirbst du mir den Spaß.

Mar. Schau, daß du Schaden nimmst. Mir ist ohnehin heut so bange. Wie leicht könntest du einen unglücklichen Fall machen, das wir statt der Jubelhochzeit des Großpapa und der Großmama eine Leiche oder so etwas Trauriges haben könnten. Geh, Brüderchen! steig herab.

Engelb. Ey du furchtsames Häschchen du! Doch stille! ich glaub', er kommt; bs! bs!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Bediente.

Bedient. (er ist mit den Kleidern, die er trägt beschäftigt. Ohne viel vor sich hin zusehen, im Hineintreten) Baron Max — —

Engelb. (wirft mit großem Geräusch die Sessel vom Tische und springt selbst schreyend auf den Bedienten zu) Wu, wu, wu, wu, wu!

Bedient. (etwas erschrocken) Hu, hu, hu, hu! (Halbscherzhaft) Alle gu, gu, guten Geister —

Mar. (tritt auf den Lärmen schüchtern zurück) Ach, Bruder! was fängst du alles an?

Bedient. We, we, wenn jetzt der Pa, pa, pa, Papa käme.

Engelb. Nu, und was ist's auch? Ein Sprung, und weiter nichts. (er fühlt nach seinem Bein, hinkt ein wenig, sucht es aber zu verbergen) Ha, ha, ha! wie er erschrocken ist! Hätte er mich nur nicht so geschwind gekannt! Wart er, Freund! bey der Nacht will ich ihm einmahl — — einmahl — — was erzählen.

Bedient. Sch, sch, sch, schön, schönen Dank dafür. Es spu, vu, pu, spuckt ohnehin im Schloß, und ich bi, bi, bin kein Freund von Erzählungen und Gesp, pe, pe, pen, penstern.

Mar. Mach ihm doch' nicht bange, Engelbert! Was wollt' er denn von Max sagen?

Bedient. Ba, ba, ba, Baron Max, lä, lä, lä, läßt fragen, wer von ihnen Beyden mi, mi, mi, mit ihm fahren will.

Engelb. (der schon bey den letzten Worten die hergebrachten Sachen auf das Tischgen zu legen angefangen hat) Ich nicht, ich nicht. Er ist mir zu viel Murrtopf. Nichts kann ich ihm recht thun. Immer will er aus mir einen Ritter machen. Er

sagt freylich, er meint es gut mit mir. Aber schöner Dank, wenn ich mich immer ruhig halten soll, wie ein Hund bey'm Aufwarten, oder wenn ich ein anders Mahl Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Nachtwachen und alles ausstehen muß, was in seinen Romanbüchern zu lesen ist.

Mar. Nun so fahre ich mit ihm. Da wird er uns schöne Rittergeschichten erzählen, und du hörst als dann nichts, gar nichts davon.

Engelb. Über das Erzählen! Lieber handeln, als erzählen. Da ist mir auch ein Eiltänzer lieber, als die schönste Erzählung. Freylich Erzählen ist mir auch wieder lieber, als Stiischweigen, wie ein Karpf im Vogelhaus. (zum Bedienten) He, Be, be, be, Bedienter! wie fahren wir dann? Wer sitzt denn zusammen?

Bedient. S, ß, ß, so viel ich gehört habe, wird der Pa, Pa, Pa, Pa, die gnädige Frau und Fräulein Marie mi, mi, mi, mi, miteinander fahren; die Übrigen auch.

Engelb. Sind die Schlitten und das schöne Schellengeschirr schon gerichtet?

Bedient. Nichts Schlitten, der warme Wind ha, ha, hat allen Schnee auf der Strasse a, a, a, aufgethauet. Es werden die Wagen genommen. (geschäftig ab)

Engelb. Verzweifelt! Konnte der Wind nicht später kommen? Da hüpf' ich lieber mit Purzelbäumen zum Großpapa, als daß ich in einem traurigen Wagen fahre. (purzelt zu seinem Koffer hin und wirft alles durcheinander hinein)

Mar. Du machst es schön. So kannst du freylich bald fertig werden.

Der Schnee thauet auf ft. er zergeht oder er löset auf.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Maximilian, Rosalie
und Bonhora.

Maxim. und Bonh. (beyde in Reisefleibern,
sie spazieren im Gespräche durch die Zimmer. Bey
dem Eintritt in dieses)

Bonh. Sie sehen nun selbst, daß der Vor-
schlag: ein Rittergericht allmonathlich zu veran-
stalten, darin man ihm seinen Fehler in einer Ver-
sammlung verweise, nicht statt finden kann. Er ist
zu romanhaft, würde ins Lächerliche gezogen wer-
den, und seines Zweckes verfehlen.

Max. Ungern geb' ich mein Plänchen auf;
aber Ihre Gründe überzeugen mich. Doch wie wer-
den wir unsere Absicht erreichen?

Bonh. Es sind zwey Wege. Entweder müs-
sen wir meinen ersten Plan ausführen, oder — was
freylich das allerbeste wäre, warten, bis eine na-
türliche Veranlassung eintritt.

Max. Das Warten durste zu lang wäh-
ren. Wir wollen, wie gesagt, Ihren Entwurf
in Ausführung bringen. Denn es ist zu weit mit
ihm gekommen.

Bonh. (leise zu Maximilian) Soll die Klei-
ne auch davon wissen?

Max. Sie ist das beste Kind, aber ein Frau-
enzimmer — nicht geboren, Geheimnisse zu ver-
schweigen.

Bonh. Wie entfernen wir sie?

Rosal. (die unterdeß stillschweigend und ge-
schäftig etliche Schachteln hereingebracht hatte und
ein Körbchen zu hoblen fortgegangen war. Dieß bringt
sie nun und stellt es auf den Tisch) Marie, wenn
du fertig bist, sollst du zur Mama kommen.

Max. (zu Bonhora etwas leise) Sehr er-
wünscht!

Rosal. (fortfahrend zu Engelberten) Und das Schloßgespenst da soll den Papa aus dem Treibhause hohlen. Der Großpapa hat seinen vierfüßigen Wagen mit den zwey Füchsen geschickt.

Engelb. Was, den Altvaterwagen? Da seh' ich mich nicht darein; wir nehmen lieber unsern Wagen. Führt es sich auch in den unsrigen nicht, wie in einer Sänfte, so sind sie doch schöner und freyer. Nicht wahr, Bruder? wir lassen ihn hier, wie neulich.

Max. Papa fährt selbst nicht gern darin, vielleicht läßt er wieder umspannen.

Rosal. Und diesen Brief sollst du dem Papa geben.

Mar. (stillschweigend ab)

Engelb. Ha, bravo, bravo, die Füchseln, die Höllenstürmer! Da muß ich mitfahren, und kutschiren! (springend, doch etwas hinkend ab)

Fünfter Auftritt.

Maximilian, Bonhora, Rosalia.

Max. (zu Rosalien, die abgehen will) Bleib Schwester! wir haben ein Plänchen erdacht, unsern kleinen Hausteufel von seinen übermüthigen Streichen zu curiren.

Rosal. Das Plänchen will ich wohl hören; aber curirt wird er nicht. Sein Übel sitzt zu fest, und er ist zu pfiffig, als daß man ihn in die Schlinge kriegen könnte.

Bonh. Über diesen Springinsfeld Meister zu werden, das sey meine Sorge. Die schwerste Aufgabe ist wohl die: Wie wir dem Übel ein Gegenübel setzen, dessen Wirkungen zwar heftig, aber

nicht schädlich seyen. Doch ich dachte, wir sollten uns nicht übereilen.

Ma y. Lebten wir noch in den Ritterzeiten, so würde dem Ubel ganz leicht abgeholfen seyn. Ich würde mit ihm in den Gauen umherstreifen, würde ihn mit den Gefahren der Fehden bekannt machen, ihn zu den Turnierskungen vorbereiten, und seinem Leichtsinns-Abentheuer entgegen stellen, die ihn gewiß ernster machen würden.

B o n h. Die Tage der eisernen Kämpfe sind vorüber. Wir müssen, wenn Sie doch nicht für den Aufschub stimmen, aus unsern Zeiten ein Mittel erfinden, wodurch wir ihn bessern. Und ihn zu bessern ist unsere Pflicht, zumahl die meine, der ich nicht Erzieher bin, weil mich Bedürfnisse dazu nöthigen, sondern weil ich die Würde dieses glückseligsten Amtes erkenne.

Ma y. Desto besser, und dieß flößt mir noch mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit Ihres Mittels ein, ungeachtet Sie so viele Bedenklichkeiten darin finden. Es kann eine Wohlthat für unsern Bruder seyn. Er wird sonst noch die Schande unserer Familie, oder bricht sich ehrtens Hals und Bein. Kein Wagemuth ist zu erfinden, was er nicht schon versucht hätte.

B o n h. Es ist wahr, es ließe sich ein Anekdotenbuch davon sammeln. Allein, nach meiner Einsicht und nach dem Rathe der größten Erzieher, hätte man im vierjährigen Kinde diesem Triebe schon entgegen arbeiten sollen.

R o s a l. Der ärgste Streich war der, den er gestern Abends spielte, wovon außer mir noch niemand etwas weiß. Ich saß ganz allein hier am Claviere und versuchte das Lied von unserm schändlichsten Herrn (gegen Bonhora sich verbeugend) Familiendichter, auf die Jubelfeyer unserer Groß-

altern. Bald schlug ich mit, bald ohne Gesang. Auf einmal hörte ich dicht vor meinem Fenster ganz leise mitsingen. Ich sprang auf, um zu sehen, was es wäre. Wie erschrocken ich nicht, als ich in der Dunkelheit des Abends eine Menschengestalt eine Elle weit vom Fenster frey in der Luft schweben sah! Ich that einen Schrey, und schauerlich lief es mir durch alle Glieder. Doch die Stimme, so leise sie auch mitsang, ließ mich vermuthen, das es unser Schloßbenthener sey. Ich ging näher ans Fenster und siehe, die Gestalt schwebte aufwärts. Ich raste allen meinen Muth zusammen, machte einen Flügel auf, und sah nun vollends was es war. Engelbert ließ sich an dem Aufzugsseile des Maurergrüstes vom zweyten Stockwerke zum ersten, und gerade zu meinem Fenster herab.

Donh. Nein, das ist zu viel! Das muß er gethan haben, da ich eben im Bibliothekzimmer war. Ich brachte sonst den ganzen Abend mit ihm zu.

Max. Schrecklich nur zu denken ist es, was der übermüthige Bube für Unglück hätte nehmen können. Und doch bin ich ihm von einer Seite wieder auf. Denn das alles zu ersinnen, braucht doch viele Überlegung, und es auszuführen einen Muth, wie jener Ritter hatte, der sich von der Felsburg mit fliegendem Mantel herab auf das ausgebreitete Tuch der Schiffer stürzte. Hast du es dem Papa gesagt?

Ros. Keine Sylbe. Wie wollt' ich diesem edlen Vater ein solches Herzenleid machen? Wie gesagt, nur ich allein weiß davon, und jetzt sagte ich's zum ersten Mahle.

Donh. So wäre es denn doch hohe Zeit unser Plänchen auszuführen?

Max. Gewiß, hohe Zeit ist es.

Ko sal. Aber worin besteht es denn?

Bo n h. Jedes aus uns soll ihm geflüchtlich eine Gelegenheit verschaffen, wieder eine Waghalserey zu begehen. Dabey müßten die allerfürchterlichsten Umstände veranstaltet werden, doch ohne alle wirkliche Gefahr. Er aber soll dann in der Meinung seyn, als würde er von dem allergrößten Unglücke bedrohet.

Ko s. Ich verstehe Sie nicht ganz.

Bo n h. Zur Erklärung, gnädiges Fräulein! will ich Ihnen den Fall erzählen, den ich für ihn zu veranstalten durch Baron Maximilian so sehr ermuntert werde.

Ma x. Es weiß sogar der Papa und die Mama schon davon, und sie haben ihn nicht mißbilligt.

Bo n h. Nur ich habe noch manche Bedenklichkeit. Mir wäre es lieber, wenn ihn ein natürliches Ereigniß klug machte, als erkünstelte Veranstaltungen, die, wenn sie entdeckt werden, den Schaden vergrößern.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Baron Friedberg,
Bedienter.

Bar. Fried b. (hat einen Brief in der Hand)
Nu, seyd ihr bald fertig, meine Kinder?

Bedient. (trägt ein Paar Hirschfänger, Flinten, Pistolen, Regenschirme und anderes Reisegeväthe nach, und stellt sich unentschlossen, wo er dies alles hinlegen soll, in posierlicher Stellung in's Zimmer)

Ko sal. Wie Sie sehen, Herr Papa.

Bar. Fried b. Da finde ich auf der Treppe einen versiegelten Brief, gerade an mich adressirt. Eine neue Art, Briefe an mich zu bestellen!

Rosal. Was? auf der Treppe? (beseht ihn) Das ist ja der Brief, mit dem ich Engelberten zu Ihnen in den Garten geschickt habe. Er ist vom Großpapa.

Maxim. Da hat er wieder seine tausend übermüthigen Sprünge auf der Treppe gemacht, und den Brief verloren.

Bedient. Wo, wo, wo, wo, ß, ß, so, so, soll ich das hinlegen?

Bar. Friedb. Leg hin wo du stehst; nur mache, daß alles gut gepackt werde.

Bedient. Zu, zu, zu Befehl. (legt alles vor seine Füße hin und geht ab und zu, Anfangs um noch einiges zu bringen, dann um es auf der andern Seite weg zu tragen)

Bar. Friedb. (indem er den Brief erbricht) Der ehrwürdige Mann wird doch nicht krank geworden seyn? Die Freude, einen solchen Tag erlebt zu haben, könnte ihn leicht — (liest etwas in der Stille. Bonhora beschäftigte sich bisher immer am Claviere, und schien aus einer Papierrolle etwas auswendig zu lernen)

Rosal. (gesellt sich zum Bonhora) Was glauben Sie, wird es einen Effect machen?

Bonh. Das hängt von der Stimmung ab, in der wir uns befinden, und in der wir die Großältern antreffen werden. Ich freue mich selbst schon, den alten Herrn mit der gnädigen Großmama im Arme uns entgegen eilen zu sehen. Wie angenehm muß es sie überraschen, wenn wir bey dem Eintritt in den Saal, statt der gewöhnlichen Complimente, unser Liedchen anstimmen werden!

Rosal. O das wird sie gewiß erfreuen! Und wenn wir dann alle mit unsern Geschenken, ich mit der neuen Haube und der schönen Stickerey, heraus rücken werden.

Bon h. Da wird's freylich bey mir arm-
selig genug außsehen Ich werde ihnen meine Dich-
terey, worüber mir gestern unsere kleine Mable-
rinn eine herrliche Einfassung gemacht hat, aller-
unterthänigst präsentiren. Im übrigen will ich aber
schon sonst sorgen, daß es nicht an Unterhaltung
fehle. Und wenn wir unsere Comödie spielen, da
will ich auch sehen, daß es beym Orchester was
Neues zu hören gibt.

Bar. Friedb. (Der mit dem Maximilian
bisher immer den Brief gelesen hat Leutchen, wir
müssen mit der Reise machen. Der alte Herr berich-
tet mir da, daß sich bey ihnen der Eisstoß schon
zu heben anfange, und daß es höchst unsicher sey,
jezt über die große Brücke zu kommen. Wir sol-
len, meint er, lieber auf der Waldstraße fahren.
Daß ist freylich ein beträchtlicher Umweg; allein
wir dürfen unter diesen Umständen nichts wagen.
Allein um der Frauenzimmer willen müssen wir
trachten, noch vor der Dämmerung durch den Wald
zu kommen.

Maxim. Acht Tage, schreibt der Großpa-
pa, müssen wir dort bleiben. Alle Wege läßt er
uns abgraben, alle Bauern uns in die Straße stel-
len, und mit Hirschgehägen uns aufhalten, wenn
wir früher entwischen wollen.

Kosal. Der liebe Alte! immer noch voll
munterer Laune.

Bedient. (Der wieder etwas zum Forttragen
abholt) Ba, Ba, Ba, Baron Engelbert ma,
ma, ma, macht sich schon wieder mi, mi, mit
den Pferden zu thun.

Bar. Friedb. Ist der Kutscher dabey?

Bedient. I, i, i, ja; er hülft ein-
packen.

Bar. Friedb. Ich bin außer Sorgen. Das ist ein Kerl, auf den man sich verlassen kann. Als ich Hauptmann war, lernte ich ihn schon als solchen kennen. Und Soldatenzucht nimmt sich überall aus.

Maxim. Einmahl wird's der gute Engelbert doch versehen. Wer sich in die Gefahr gibt, kommt in der Gefahr um. Sonderlich ist mit diesen Pferden nicht zu spassen.

Bar. Friedb. Der Junge ist sehr übermüthig, das ist wahr; aber er weiß sich auch überall wieder zu helfen. Laßt ihn nur etliche Mahl recht gewaschen werden, er wird schon einlenken; nicht wahr, Herr Bonhora?

Bonh. Ganz nach meinem Systeme. Die Natur- und Schicksals-erziehung ist immer die Beste. Nur das Einzige ist dabey zu befürchten, daß es bey dieser Zucht oft um Leib und Leben geschehen ist. Wir haben viele Fälle, daß sich selbst überlassene Kinder über Fenster gefallen, in Brunnen gestürzt, in den Flammen umgekommen, oder von Thieren so beschädigt worden sind, daß es mit ihnen ein Ende hatte.

Bar. Friedb. Ja, lieber Freund! ich bin ganz Ihrer Meinung. Nur etwas vorsichtiger müssen wir den Buben noch machen. Drum trachten Sie nur, Ihr Plänchen bald auszuführen, wovon Sie mir neulich erzählt haben.

Rosal. Eben sprachen wir davon; und wie sind eben im Begriffe, es ins Kleine zu bringen.

Bar. Friedb. Aber daß mir der Bube nur gebessert werde, und keinen Schaden leide. (zum Bedienten, der eben wieder herein tritt) Komm er mit in den Garten, trag er die Blumenstübe hieher. (beyde ab)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen (außer Bar. Friedb. und dem Bedienten.)

Rosal. Nun geschwind, was haben wir dabey für Rollen zu spielen?

Bonh. Wenn denn das Plänchen, das mir wie von ungefähr entfiel, und zu dem ich wenig Zutrauen habe, doch soll ausgeführt werden: so will ich es wenigstens an meiner Veranstaltung nicht fehlen lassen. — Also wir, die wir auf einem Wagen sitzen, wollen uns etwas verspäten, damit es Abend werde, wenn wir durch die Auen fahren.

Maxim. Auen? Auen? Wir müssen ja wegen des Eißstosses durch den Wald wie der Großpapa schrie.

Bonh. Desto besser; nur müssen wir gleich dem Jäger, der unten im Hofe wartet, davon instruiren.

Rosal. Was soll denn der Wald dazu?

Bonh. Bevor wir noch zum Gehölze kommen, erzählen wir allerley Räubergeschichten, und zwar recht fürchterlich. Da wird der kleine Waghals gleich wieder mit seinem: „Ich wollte sie schon! Wäre nur ich dabey gewesen! Ich würde die Kerls schon Mores lehren!“ und andern Großsprahlereyen heraus seyn. Je mehr wir uns nähern, —

Maxim. Nun gib Acht, Schwester! damit du dich dann zu fassen weißt.

Bonh. Desto langsamer muß der Kutscher fahren, damit unser Vorwagen uns aus dem Gesichte kommt, und wir in immer schauerlicherer Einsamkeit dahin fahren. Je finsterer es wird, und

je tiefer wir in den Wald kommen, um so fürchterlicher müssen auch unsere Erzählungen werden.

Max. Das wird ein leibhaftiges Ritterstück! Aber du mußt mitunter seufzen, Schwester! mußt lamentiren, mußt auszusteißen begehren. Kurz, deine Rolle mußt du gut spielen.

Rosal. Wenn ich nur nicht wirklich erschrecke.

Maxim. Ich und Bonhora wollen im Erzählen abwechseln, und vieles von furchtbaren Hohlwegen sprechen.

Bonh. Sobald wir nun — doch ich mag kaum weiter fortfahren; je reiser ich die Sache überdenke, desto mehr kommt sie mir wie ein Nicolaus-Liefanz vor.

Max. u. Rosal. (zugleich) Immerhin, fahren Sie nur fort.

Bonh. (äußerst gezwungen) Wenn wir nun bey dem großen Hohlwege fahren, wo die vielen Kalkgruben sind, da werd' ich mir für meine Pfeife Feuer anschlagen. Das wird das Zeichen für die Jäger seyn, die im Gehölze uns zur Seite gehen und unbemerkt uns beobachten werden. Auf dieses Zeichen werden sie dann mit Rettengerassel, einem blinden Pistolenschuß, mit klirrenden Säbeln auf uns losstürzen. Wir schreyen, springen aus, fliehen davon. Indes wird er ergriffen, in den Wald geschleppt, und da, um ihm seinen Übermuth zu benehmen, so behandelt werden, wie ich sie informiren will.

Rosal. Nein das halt ich selber nicht aus. Und wenn die Pferde scheu werden. Nein, nein, dabey bin ich nicht. Warten wir lieber eine ungesuchtere Gelegenheit ab.

Max. Sey doch nicht so schreckhaft! Verlaß dich auf den Kutscher; die Pferde sind auf den

Schuß abgerichtet. Fürchte nichts! (horchend) Doch ist kommt er; wir müssen ihm nichts merken lassen. Bon hora! ich bitte, machen Sie jetzt Lustalt mit dem Jäger; wir wollen den Kleinen hier zurückhalten.

Bon h. (im Abgehen) Ich will gehen und auf einen gefahrloseren Gedanken sinnen.

Achter Auftritt.

Maximilian, Rosalia, Engelbert.

Engelb. (kommt von der andern Seite; er reitet auf einer Peitsche, bläst ins Posthorn des Kutschers, das er amhängen hat, und so reitet er eilige Mähl um den Tisch, durch den Tisch, zwischen die Koffer und Sesseln durch) Halloh, was geht!

Rosal. (nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hat) Bruder, Bruder! du bist heute wieder entseztlich übermüthig; ich fürchte, ich fürchte.

Maxim. Ist das eine Aufführung auf einen Baron? Was wird sich der Kutscher von dir denken?

Engelb. (reitend) Nu, was wird er denken? Daß ich gern reite und blase; warum will er mich auch nicht durch das Dorf fahren lassen? Der einfältige Mensch glaubt auch, ich könne seine Sonnenrosse nicht regieren. Da kennt er mich nicht; aber ich will nicht Engelbert heißen, wenn ich nicht doch durch's Dorf fahre. Jube! (stößt ins Horn)

Rosal. Nu, nu, an deiner Stelle möchte ich nicht seyn. Man trägt so lange den Krug zum Brunnen, bis er zerbricht. Denk nur auf gestern Abend.

Engelb. Als wenn ich auf den Kopf gefallen wäre! hab' ich nicht ein Paar gesunde Au-

gen, zu sehen, wo Gefahr ist? Sorge jedes nur für sich. Ich will Soldat werden, und da darf man nicht immer hinterm Ofen sitzen, sagt der Papa.

Kosal. Er sagt aber auch —

Engelb. Bsh! bsh! Ich höre ja Musik? — Eine Sackpfeife glaub ich gar. Da muß ich dabey seyn. (stößt wieder ins Horn und will ab)

Maxim. Engelbert! Engelbert! wirst du deinen Koffer nicht hinab tragen?

Engelb. Das kann der (scherzhafte) Be, be, be, be, be, Bediente thun.

Maxim. Er hat Geschäfte für den Papa; wir müssen ihn heute unterstützen.

Engelb. Ach, wenn dieß ist, gern. Basta! (läuft zum Koffer, knüpft die Peitsche daran, und will ihn wie einen Schlitten fortziehen) Tschin, Tschin, Tschin! — Poz Wunder! das geht schwer. — Ich bitte euch, liebe Kosalie! lieber Bruder Ritter! spannt euch zu mir, daß wir ihn hinaus bringen. — (da sich niemand rührt) An dich wende ich mich trautes Schwesterchen! Hilf mir, ich helfe dir auch wieder. Wenn du frierest, will ich dir meinen Kopf und alle meine Haare dazu leihen. Du magst sie nach Gefallen stupfen, zupfen oder zerrupfen; ich will dir halten, wie ein Haubenstock. — (wirft sich auf die Kniee) Schwester, sag ich, hilf mir, daß ich zu dem Dudelsackpfeifer komme, erbarme dich eines armen, knieenden Pferdes!

Kosal. (lächelnd und mitleidig) Tragen will ich dir helfen, aber nicht ziehen.

Engelb. (macht ihr sein Schnupstuch an die Hebe an, und stellt sich wieder zum Ziehen) Nun gut; ich ziehe, und du, du hebst da auf und gehst

Sackpfeife st. Dudelsack.

mir noch. So golbened Schwesterchen! hi! (im Fortziehen äfft er hüpfend den Tact der Sackseife nach)

Neunter Auftritt.

Maximilian allein.

Ich kann nicht sagen, wie gut ich ihm bin. Lebten wir um einige Jahrhunderte früher, er würde sich unter den Rittern ausgezeichnet haben. Nur zu übertrieben sind seine Streiche. Allein das Beyspiel manches ernsthaften Schildträgers, Knapens oder Edelknedtes würde auch ihm mehr Ernst eingebläst haben. Schade, ewig Schade um diese heroischen Zeiten. Er hat Kopf, und wenn es darauf ankommt auch Herz; er würde jederzeit seine Lunge mit Ehre gebrochen haben, er wäre der Schutz der Witwen und Waisen, und die Stütze unserer Familie gewesen. Er kann es auch jetzt werden. Aber wir alle, besonders die beste, ohnedieß um ihn so bekümmerte Mama, werden um ihn noch manchen Schrecken auszustehen haben. Doch ich hoffe alles von unserer Cur. Wenn nur nicht Von hora so sehr davor abgeneigt wäre! Gewiß hintertreibt er sie. Aber ich traue es ihm zu, daß er gewiß einen noch bessern Plan ersinnen wird. Doch ich will sehen, ob er sich mit dem Jäger noch verabredet. Ich bin auf den Ausgang sehr neugierig. (ab)

Zehnter Auftritt.

Amalie, Marie.

Amal. (Kommt mit Marien von der andern Seite herein; jede trägt einen schönen Blumentopf) Kommen nur! — So, meine Marie! stell ihn da nieder. Wie gut es dir läßt, zuzugreifen!

Wirklich, es entehrt den Abel nicht, wenn man den arbeitsamen Dienstleuten ihre Mühe zu erleichtern sucht; besonders an solchen Tagen, wie der heutige ist.

Mar. Ich thue es immer gern. Gefällt es mir doch auch, wenn sie mir jetzt um diese, jetzt um jene Farbe laufen, wenn sie mir die Pinseln reinigen, Papier hohlen oder es auf das Brett aufziehen.

Amal. Gut, meine Tochter, ein Dienst ist des andern werth. — O Gott! mit was für guten Kindern hast du mich gesegnet! Ach erbarme dich nur auch des Einen, der mein mütterliches Herz mit so viel Kummer erfüllet — erbarme dich meines Enkelbret, und laß ihn gebessert werden, ehe er sich durch seinen Übermuth noch selbst zu Grunde richtet! (wirft sich auf einen Sessel und weint)

Mar. O weinen Sie nicht, liebe Mama! der gute Gott wird unsern Bruder schon bessern. Ich habe auch schon zu ihm gebethet, und so oft ich vor meiner Madonna sitzen werde, will ich wieder für ihn bethen.

Amal. Ja, aures Kind! thue das, es ist nöthig. Er nimmt täglich in seinen bösen — doch nein! böse, bösherzig sind sie nicht, aber übermüthig, gefährlich sind sie die Streiche, die er tagtäglich begeht, und womit er mich noch in die Grube bringt — — (verwirrt) Was wollte ich denn sagen? Mein Kopf ist auch ganz turbirt. — Daran ist dein ungerathener Bruder schuld; ich habe seinetwegen heut die ganze Nacht wenig geschlafen, habe immer über ihn gesauzt und mit dem Papa überleat — Ja, Marie! ihr werdet euren Bruder wohl nicht mehr lange bey euch haben.

Mar. Aber liebe Mama! er ist ja noch zu klein; wo wollen Sie ihn denn hingeben?

Amal. Je nu — — — doch dir kann ich es ja sagen. Aber daß es bey dir bleibt. Engelbert wird in das Erziehungs-Institut nach Meinstadt gegeben werden; da wird er von seinem unglücklichen Fehler gewiß geheilt werden. Herr Bonhorr selbst, der ihn doch ungern verliert, hat dazu gerathen. Gewiß, das wird sein Glück seyn.

Mar. Ah, da ist er nicht weit von der Großmama weg! Aber wann geschieht es denn schon?

Amal. Heute, mein Kind! ist er noch zum letzten Male im väterlichen Hause einheimisch, und er wird vom Großpapa nicht mehr mit uns zurück fahren.

Mar. O der arme Bruder! Und weiß er gar nichts davon?

Amal. Nichts, und er darf auch nichts wissen.

Mar. Es ist mir doch leid um ihn; er hat mir oft viel zu lachen gemacht. Freylich hat er mich denn und wenn auch erschreckt. Aber ich verzeihe es ihm. Liebe Mama, ich will hinunter gehn und will ihn holen und ihn noch zum letzten Mal im Schloße herum führen, daß er noch alles sehen und sich merken kann. Es ist doch keine Kleinigkeit, so vom Papa und Mama, und von mir, und von allen Zimmern wegkommen.

Amal. Laß du es nur gut seyn, Mädchen! Du möchtest ihm plaudern, und da würdest du ihm und mir viel schaden. Es wird ihm nicht zu hart geschehen. Du weißt, daß ich es mit euch allen gut meine.

Mar. (dankend und lieblosend) O liebe Mama! ja, ja, recht gut meinen Sie es mit uns. Ich hab' es noch immer gesehn. Was Sie mir sagen und beschlen und verbiethen, alles ist gut für

mich. Sogar wenn es mich schwer ankommt, so ist es nachher doch immer gut gewesen. Darum will ich Ihnen auch in allen folgen, Sie mögen mir befehlen was Sie wollen.

Amal. So wirst du dich immer wohl befinden. — (Aufstehend) Doch wir vergessen uns hier. Geh durch den Gartengang dem Bedienten entgegen, und sag ihm, er möchte auch die andern Blumentöpfe bald nachbringen, das wir sie in den Korb stellen können.

Mar. Ja, liebe Mama! (küßt ihr die Hand) Aber seyen Sie nicht mehr traurig über den Engelbert! (läuft ab)

Filfter Auftritt.

Amalie, allein.

O wie sie mich lieben, die guten Kinder! Ja, mich reuet es nicht, sie selbst gesäugt und erzogen zu haben. Diese ihre Anhänglichkeit müßte ich nun mit der Amme, der Gouvernante und dem Gesinde theilen. Hätt' ich es nur auch bey meinem Engelbert thun können! Ich würde die glücklichste unter den Mittern seyn. (Sie räunt, indem sie spricht, das noch übrige kleine Gepäck alles auf ein Tischgen zusammen, das sie aus einem schicklichen Theile der Scene zur Hälfte hervor zieht) In allen seinen Andern scheint ein anderes Geblüt zu fließen. Zwar ist der Papa auch etwas rasch; allein das ist nicht sein Naturell, es ist angenommener Soldatengeist. Meine einzige Hoffnung ist nun auf diese Landfahrt gerichtet. Die Lehrer im Institute sind einsichtsvolle Männer, und der Director ist ein Mann von Erfahrung. Er geht den Mittelweg, und vereinigt das treffliche der alten Erziehungsart mit den wahrhaften Verbesserungen der neu-

ern. Das wird unserm Engelbert mehr frommen, als wenn das Schreckenplänchen, was man heute mit ihm vorhatte, wäre ausgeführt worden. Ich bin froh, daß es Bonhora selbst wieder aufzugeben scheint.

Zwölfter Auftritt.

Amalie, Bedienter.

Amal. (zum Bedienten, der drey Blumentöpfe vorsichtig und in possirlicher Stellung daher trägt) Ihr werdet ja mit euren Gartensachen heute gar nimmermehr fertig. Der Abend wird heran rücken, und wir werden noch nicht von der Stelle seyn.

Bed. D, d, de, de, der gnädige Herr wi, wi, wi, will dem gnädigen Herrn Großpapa auch ein wenig Co, Co, Co, Consolation machen.

Amal. Wohl gut, nur zu spät wird man daran gedacht haben. — Da seh' er sie auf das Tischgen, und mach er, daß sie gut und ordentlich in den Korb gepackt werden. Er ist ja sonst unser geschickter Packmeister.

Bedient (indem er sich hinstellt) Aber w, w, w, wo, werden wir sie in den W, W, Wa, Wagen hinhun?

Amal. Er wird sich zu uns setzen und den Korb auf dem Schooße behalten. (Man hört ein etwas entferntes Geschrey: Helft! helft! Die Pferde! jagt nach; fällt in die Zügel! haltet auf!)

Amal. (bestürzt) Mein Gott, was wird das wieder seyn!

Bedient. (lief gleich Anfangs ans Fenster und ruft nun zurück) Ich glaube gar Engelber-

ten schleppen die Pferde. (Das Geschrey von außen wiederhohlt sich)

U m a l. Eil er, eil er mir nach. (mit gerungenen Händen) O ich unglückliche Mutter! (beyde ab)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Maximilian, Rosalie, später Marie.

Rosal. (mit ihrem Bruder von der andern Seite) Wenn er nur nichts erfährt.

Max. Wie sollte er? In dem äußersten Winkel des Schloßes, im abgelegenen Billardzimmer wird uns doch niemand behorcht haben? Und auf den Jäger verlaß du dich. Er ist jetzt mit dem Hofmeister auf den großen Hof hinüber gegangen, um seine Abwesenheit nicht merken zu lassen, und bey dem Wagen Anstalten zu treffen.

Rosal. Bruder, ich kann dir sagen, mir grauet vor dem ganzen Unternehmen. Doch Herr Bonhora ist zu klug; er wird so etwas nicht im Ernste veranstalten. In der ganzen Gegend würden wir ja darüber ins Geschrey kommen.

Maxim. (ermunternd) Sey unverzagt und verlaß dich auf mich. (zieht sie mit sich ans Clavier) Geh, probiren wir unser — unser — wie nenn' ich es doch geschwind? unser Jubelhochzeitlied noch einmal! So lang das Zimmer (zeigt auf den Tisch) nicht abgeräumt ist, haben wir noch Zeit dazu.

Rosal. Wenn du auch wüßtest, wie schön ich zum Singen aufgelegt bin.

Maxim. Wie immer; nur angefangen!

No sal. (singt und accompagnirt auf dem Claviere)

Ihrer Ältern Ältern ehren,
Sollen Enkel; es ist Pflicht, (hier öffnet
M a r i e ganz leise die Thüre, tritt aber, als sie singen hört, wieder zurück, und begleitet außerhalb der offenen Thüre den Gesang mit dem Chore)
Welche Herz und Schule lehren,
Sonst verdienen sie sie nicht.

C h o r.

Großpapa! und Großmama!
Sie zu ehren, sind wir da.

M a x i m i l i a n (allein)

Ihnen tiefgerührt zu sagen,
Daß uns D a n k im Herzen schlägt,
Dieß hat uns hieher getragen,
Wie der Wind die Wolken trägt.

C h o r.

Nehmen Sie zum Dank dieß Lied,
Und die kleinen Gaben mit!

M a r i e. (springt mit einer Papierrolle in der Hand hervor und singt allein. Die Beden, ohne das Lied zu unterbrechen, geben durch Mienen ihren Beyfall über diese Ueberraschung zu erkennen)

O sie sind zwar klein, die Gaben!
Doch der Geber Sinn ist groß.
Ja, Sie sehn nicht, was wir haben,
Sehen auf Gesinnung bloß.

C h o r.

Und die wünschet immerdar
Heil dem neuverlobten Paar!

Andantino con espressione.

N. Kinderbibl. V. B. Seit. 66


Cembalo. *Solo.*
Ihrer Altern, Altern ehren. Sollen Entel;

es ist Pflicht, Welche Herz und Schule lehren: Sonst verdienen

sie sie nicht, Sonst verdienen sie sie nicht.

Chor.
Großpapa! und Großmama! und Großmama! Sie zu ehren sind wir da.

Sie zu ehren sind wir da.

N.B. Wird 4 Mal vom  Zeichen wiederholt.
Marie aber singt den letzten Chor allein.

Faint, mirrored musical notation is visible across the page, appearing as bleed-through from the reverse side. The notation consists of multiple staves with notes and stems, though the details are too light to transcribe accurately.



Maximilian und Marie.

Fünzig Jahre lang umschlinget
Heute Sie der Ehe Band.
Enkel, Freunde, alle singet:
Heil dem zwayten Ehestand.

Chor.

Wohlfeyn, Frohsinn und viel Glück
Kehre heut auf ihn zurück!

Alle.

Wohlfeyn, Freude, Himmelsseggen
Kehre lang bey Ihnen ein,
Immer und auf allen Wegen
Strahl' auf Sie des Glückes Schein!

Marie. (allein)

Diesen Wunsch befahl uns Pflicht —
Mehr vermag die Jugend nicht.

Maxim. Es mag gut gehen, besonders
wenn alle Stimmen beyfammen sind.

Mar. Und wenn ich und Engelbert am
Ende das Liedchen überreichen werden! (indem sie
ihre Rolle aufzieht und selbe gefällig herzeigt) Nicht
wahr, es ist schön geschrieben? Und die zwey En-
geln mit dem schönen Kranze, gefallen sie dir?

Maxim. Sehr wohl. Wenn nur Engel-
bert sein Liedchen nicht vergißt oder verliert.

Mar. O nein, er trägt es immer in der
Hand; erst vor einer kleinen Weile habe ich es bey
ihm gesehen.

Zweiter Auftritt.
Die Vorigen. Amalie.

Amal. (mit schmerzvollem Ausrufe, die ersten Worte noch hinter der Scene) Kinder, Kinder! seyd ihr da? (indem sie mit ringenden Händen herein stürzt) Kommt alle, rettet! Nein, bleibt hier! Die — Pferde — ach — die Pferde sind — mit eurem Bruder ausgerissen.

Rosal. u. Mar. Ist? mit Engelbert?
O Gott, o Gott! was fangen wir an?

Maxim. (eilt lebhaft um seinen Hut) Was? mit Engelbert?

Amal. (in der heftigsten Bewegung) Sie haben sich an dem Bären geschreckt — er konnte sie nicht halten — der Kutscher liegt verwundet auf der Straffe. O mein Engelbert, mein Engelbert!

Maxim. (heftig) Wohin haben sie sich gewendet, Mama? Ist man nachgeeilt? Sind Anstalten — (er erwartet in eilfertiger Stellung die Antwort an der Thüre)

Amal. Bleib bey mir, Sohn! Sonhora ist zu Pferde nach, der Bediente läuft, was er kann der Verwalter, das ganze Dorf ist in Bewegung.

Maxim. Ich will nach! (die beyden Mädchen laufen indes bestürzt im Zimmer von Fenster zu Fenster, klammern sich an die Mutter an; Rosalie langt ein Fläschgen Spiritus aus dem Stuis hervor)

Amal. Sohn! bleib, bey deiner Mutter! Wenn sie ihn nicht erreichen, du kommst zu spät. O Himmel, o gütiger Himmel! beschütze meinen Sohn!

Rosal. Wo ist denn der Papa?

Amal. Auf dem Schloßthurm, um Zeichen zu geben, und sie nicht aus den Augen zu lassen.

O der Nebel! — O ich unglückliche Mutter!
(wirft sich erschöpft auf einen Sessel, Rosalie
stärkt sie mit dem Geiste)

Maxim. (indem er noch immer un schlüssig
bald zur Thüre, bald zur Mutter eilt) Seyen Sie
ohne Kummer, Mama! Die Bauern lieben uns,
sie fallen den Bestien mit Lebensgefahr in die Zü-
gel, und Bonhóra ist bey ihnen. (es geschieht
ein Schuß in der Ferne) Was ist das?

Rosal. und Mar. (fahren erschrocken zu-
sammen) Weh uns! Ein Schuß, Mama! geschos-
sen habens!

Amal. (schwach) Ich befehls dem Jäger,
damit die Leute auf den Feldern aufmerksam wer-
den. (heftiger) Gott! wenn sie nur nicht ans Was-
ser sprengen. Der Fluß ist voll Eis.

Maxim. Seyen Sie beruhigt, Mama!
Der Vater im Himmel wird alles gut machen.
Es sind ja abgerichtete Pferde.

Mar. (kniert vor ihr Madonna-Bild in
unschuldig betheuernder Stellung) O mein Bru-
der! mein lieber Bruder! Laß ihn —

Maxim. Rosalie! geh ans Fenster,
schau, ob keine Bothen kommen. (er hält und trö-
stet die Mutter)

Rosal. (ans Fenster eilend) Ja, Bruder!
ja. — O ich sehe noch niemanden. (Weint heftig)
Weinende Mütter und Kinder stehen vorm Schlosse
und schauen gegen den Fluß hin. O gerech-
ter Himmel! was wird das werden! O wenn das
der Großpapa wüßte!

Amal. (auffahrend) Rosalie, kommt er
schon der Bothe? Siehst du keinen? — Du schweigst?
— Kinder, werft Geld, Kleidung, Schmuck, werft
alles hinab, bittet, daß sie laufen und retten,
retten. — Gibt es keine bedaurungswürdigere Mut-
ter, als mich? — O Gott! nur dieß Wahl rette

mein Kind noch, so ist es gerettet an Leib und Seele!

Maxim. Es wird geholfen werden, Mama! fassen Sie sich; vielleicht übernimmt Gott die Besserung, die wir ihm heute zugebacht haben. Überlassen sie sich ganz seiner Fügung!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Baron Friedberg.

Bar. Friedb. (männlich betroffen, mit einem Fernglase in der Hand) Mutter, fasse dich; alles eilt zu Hülfe.

Amal. Welchen Weg nehmen sie? Oder kommen sie schon zurück?

Bar. Friedb. So viel mich der Nebel unterscheiden läßt, die Reinstädter Straße zurück. (winkt Maximilianen, daß es übel auszieht)

Kosal. Nun, da käm' er früher zum Großpapa, als wir.

Mar. O wenn er nur unbeschädigt dahin käme! O wie wollte ich mich freuen!

Bar. Friedb. (zu Kosalien) Siehst du noch niemand zurück kommen?

Kosal. Ja, Papa! geben Sie mir Ihr Perspectiv. — O da seh' ich mit blossen Augen besser. Dort kommt ein Schwarm Leute aus der Gasse — igt — igt kommen sie näher; — doch es sind lauter Weiber und Kinder. — Sie gehen sehr langsam.

Bar. Friedb. (eilt von der Baroninn ans Fenster) Wirklich! Aber was ist das, sie führen in der Mitte eine verbundene Mannsperson?

Amal. Das wird der Kutscher seyn; ich habe befohlen, ihn zum Wundarzte zu bringen.

Wundarzt st. Bader.

Rosal. Ja, ja, der Kutscher ist's — (aufschreyend) Papa, dort dort, sehen Sie hin, dort gegen die Allee; Der Bediente, der Bediente,

Umal. und Maxim. (zugleich ans Fenster)
Was der Bediente? zurück?

Bar. Friedb. Ja, er ist's, er ist's.

Umal. Wo? Wo?

Bar. Friedb. Dort, dort; eben läuft er durch den Mayerhof herein.

Umal. O in dieser Bottschaft liegt Leben oder Tod für mich!

Mar. Er wird gute Nachricht bringen; ich fühle es.

Rosal. Wie mir so bang ist! Ich zittere an Händen und Füßen.

Maxim. Schon das, daß er zurück kommt, macht mir gute Hoffnung.

Viertes Auftritt.

Die Vorigen, Bedienter.

Bedient. (stürzt keuchend herein) Alles, alles na, na, na, nach Neinstadt hin! Be, Be, Verwalter und Oberjäger reiten nach; He, He, Herr Bonhora, sagen die Bauern, ist dicht hinterm Wagen.

Bar. Friedb. Hat er sie noch gesehen?

Bedient. J, i, i, immerfort; nur ist hat sie mir der Nebel verdeckt.

Bar. Friedb. Sind sie den Scheideweg, der zur Brücke führt, schon vorüber?

Bedient. J, i, i, ich kehrte früher um, we, wei, wei, weil ich in der Ferne auch viele Leu, Leu, Leute umkehren sah. Sie haben ihn schon! hörte ich von weiten die Leichgräber sich zurufen.

U m a l. O das ist Balsam für mich, Felsen werden von meinem Herzen gewälzt.

B a r. Friedb. Hätt' er nur auch etwas länger gewartet, um sichere Nachricht zu bringen.

U m a l. Ich hab' es ihm befohlen, sobald er was Wichtiges sieht oder hört, umzukehren und es mir zu berichten.

M a x i m. (der unterdeß am Fenster stand und von ungefähr hinaus sah) Ja, Mama! wirklich kommen Leute zurück. Herr B o n h o r a sprengt, wie in Lüften, der Erste einher.

U m a l. (springt hastig und zitternd wieder ans Fenster hin) Wo? wo? laßt sehen! Ist ers auch gewiß?

R o s a l. u. M a r. (machen freudige Gebärden) O nun ist's sicher; bravo, bravo! Wie mir so freudig das Herz schlägt!

U m a l. (voll froher Empfindung) Ja, ja, B o n h o r a ist's, er fliegt schon zum Schlosse herein!

M a x i m. Er hat alle weit hinter sich gelassen.

U m a l. Lauf ihm entgegen, M a r i e! daß er uns nicht lange suchen darf; geschwind, aber fall nicht.

M a r. (zeigt auf beyde Thüren) Hier oder da?

U m a l. (zerstreut) Wo du zukommst.

B e d i e n t. (trippelt voll freudiger Verwirrung hin und her)

M a r. (auf der linken Seite ab, hinter der Scene) B o n h o r a! Herr B o n h o r a!

B a r. Friedb. Frau, faß Dich! Zu große Freude ist so gefährlich, als zu großes Schrecken. (indem er sie liebreich bey der Hand faßt)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, außer Marien, Bonhora.

Bonh. (stürzt von der rechten Seite herein)
Engelbert ist verloren, ohne Rettung ver-
loren!

Rosal. (die vor dem Claviere saß, sinkt ohn-
mächtig vom Stuhle.) Ach!

Maxim. (in der äußersten Empfindung die
Hände über dem Kopf ringend) O Bruder! o Mutter!

Amal. (stürzt ihrem Gemahle in die Arme
und ruft im Tone der Verzweiflung) O Gott,
gib Kraft zu tragen! Ich vermag's
nicht —

Bedient. (halb betroffen, halb beschämt
über seine falsche Nachricht verstummt in banger Stel-
lung)

Bonh. (stürzt auf die Erde) Dieß Blatt,
ach! dieß einzige haben die Fischer auf einer Eis-
scholle gefunden, und seinen Hut und die Peit-
sche dazu.

Bar. Friedb. Faßt euch, Kinder! daß
wir die Sache genauer hören. (Winkt dem Hofmei-
ster, Rücksicht auf die Bestürzung zu nehmen) Fassen
auch Sie sich, Freund! Sie sind in Leidenschaft.
Erzählen Sie den ordentlichen Hergang der Sache,
die Leute da stellen sich das Unglück als ausge-
macht vor.

Bonh. Auf der Meinsädterstraße kamen Sol-
daten; die stellten sich den Pferden in den Weg.
Allein sie rissen seitwärts aus, und gerade dem
Strome zu. Ich ritt auf Leben und Tod, und doch
erreichte ich den Wagen nicht eher, als am Ufer.
Über zu spät; als ich eben den Pferden in die Zü-

gel fallen wollte, sprengten sie in den reißenden Strom. (Man hört bey diesen Worten von allen Seiten ein dumpfes Gewinsel.) Der Nebel dicht, wie die Nacht, verbarg mir in kurzen Pferd und Wagen und alles. Zum Unglück führt der Fluß auf dieser Seite schon vieles Eis. Indeß trieb das Schießen der Jäger von allen Seiten Leute herbey. Aber in das Wasser wollte niemand, ungeachtet ich und der Verwalter große Belohnung versprochen und mit der Börse in der Hand umher ritten. Nur ein abgedankter Soldat, der am Damme arbeitete, und zwey Fischer warfen sich jeder in einen Kahn, und riefen, um sich nicht zu verirren, einander beständig zu. Bald kam der eine von den Fischern zurück und brachte dieß Blatt, daß er mit dem Hut und der Peitsche auf einem großen Eisstücke fand. Er ist weg, sagte er, und wenn Laub und Gras für ihm bätthen. Von den Pferden sah er keinen Punct mehr. Doch habe ich den Engelbert etliche Mahl durch den Nebel laut rufen gehört.

Bar. Friedb. (bringt Amalieu auf einen Sessel, läuft geschäftig um seinen Hut, und indem er seinen Stock sucht) Kinder, es ist noch Hoffnung. Bleibt hier, ich eile hin; zwey Bothen sind noch zu erwarten, und — (will hastig fort)

Amal. (schwach) Mann, Mann!

Bar. Friedb. Maximilian! Bonhora! Euch empfehle ich die Mutter.

Amal. (stärker) Mann, lieber Mann! ich sterbe.

Bar. Friedb. (mit größter männlicher Wehmuth und halb unentschlossen zurück kehrend) Ach beruhige dich; ich muß ihn, ich muß unsern Sohn finden.

Amal. Mann, ich bitte dich, gib dich nicht auch in Gefahr. (rafft sich auf) Oder wart, laß mich mit Dir! Er ist mein Sohn, wie der Deine. Ich muß ihn retten, wie Du ihn rettetest. He, bringt mir —

Bar. Friedb. (hält sie mit halber Verlegenheit faust zurück) Weib, du verzögerst meine Hilfe. (Man hört Lärmen und Geschrey von mehreren Bauernstimmen. Alle fahren zusammen. Einige laufen der Thüre, einige den Fenstern zu. Das Geschrey nähert sich immer mehr)

Amal. Leb' ich, oder träum ich?

Maxim. Ich glaube, wir bekommen neue Nachricht.

Rosal. Eine Menge Menschen umgibt unser Schloß, wenn mich der Rebel nicht täuscht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Mar. (etwas ängstlich) Kommen Sie, Papa, und helfen Sie, ich glaube die Leute wollen uns was zu leide thun.

Rosal. Sie bringen vielleicht Nachricht von unserm Bruder.

Bar. Friedb. Geh Maximilian, und sieh, was es gibt.

Maxim. Ich höre sie schon im Vorsale. (geht entgegen und ruft in die Scene) Nu, lieben Leute, bringt ihr gute Zeitung?

Mehrere Stimmen. Ja, da bringen wir ihn, da ist er!

Amal. Sagt nur — lebendig oder todt?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Engelbert, Jäger und
Bauern, ein abgedankter Soldat.

Engelb. (stürzt ohne Hut und statt seines
Koches mit einem alten Soldatenmantel angethan,
mit ausgebreiteten Armen herein) Mama! Papa!
Hier bin ich — Vergebung! (springt ungestüm freudig
an die Mutter hinauf, fährt dann um die Hand
des Vaters, der ihn mit freudigem Ernst anstaunt.
Indes drängen sich die Bauern an der Spitze des ab-
gedankten Soldaten, zweyer Fischer und eillicher Jä-
ger herein. Der Soldat trägt Engelbertens nas-
sen Koch, ein Fischer den Hut, der andere das Post-
horn und die Peitsche.)

Bauern. (rufen wiederhohlt im Hereindrin-
gen) Da ist er! Hier bringen wir ihn! Er ist frisch
und gesund!

Amal. Sohn, wie kommst du hieher?

Engelb. und zugleich die Bauern. (Auf
den Soldaten weisend) Der Engel da hat mich hie-
her gebracht! — Der, der da hat ihn heraus ge-
hohlt! — Der hat ihn gerettet! Wir alle habens
gesehn. — Mit Lebensgefahr hat er ihn heraus
gebracht! — Ohne ihn wäre kein Haar mehr da-
von gekommen. — Der Herr Verwalter hat es
—— (hieß alles schreyen sie in bestiger Leidenschaft
durch einander)

Bar. Friedb. Liebe Leute, schweigt einen
Augenblick und laßt Einen reden. Du Engel-
bert, wirst es wohl am besten wissen. Erzähle!

Engelb. (vor Kälte etwas schnappernd) Als
die Bestien mit mir in's Wasser sprangen, hat'
ich zwey Vorsätze: entweder wollte ich den Schweif
eines Pferdes zu erhaschen suchen, oder mich auf
ein Eisstück schwingen. In dem Augenblick sank
der Wagen und eine Eisschalle, so groß als dieß

Zimmer, kam auf den Kutschersitz zu. Ich stand auf denselben mit der Peitsche und dem Liede in der Hand, und machte einen Sprung auf das Eisstück, welches mir sonst die Füße weggeschnitten hätte. Ich fiel der Länge nach darauf hin, daß mein Hut und was ich in den Händen hatte, vor mir hinflog. Schnell stand ich auf und schrie aus Leibesträften um Hülfe. In etlichen Augenblicken brach die Eisplatte, worauf ich schwamm, entzwey, nachdem sie durch einen heftigen Stoß war erschüttert worden. Bisher war ich immer gefaßt. Allein als ich durch den Nebel vor mich hinsah, entdeckte ich, daß nicht weit von mir der Fluß ganz überfrozen sey, und alles rinnende Eis unter die obere Eistrinde durchziehe. Nun sah ich meinen Tod vor Augen; ich zitterte und konnte vor Angst auch nicht mehr schreien, als mir Gott, zu dem ich aus ganzer Seele bethete, diesen Engel (auf den Soldaten zeigend) hersandte. —

Abged. Soldat. Ja, da gam ick mit mei Schiffl su di junke 'Err. 's gang hart durch das fausede Getreib! 's Schiffl hat sie schund Wasser bey Span hoch; ein Schnabel ward schund weggebruchen, und immer furt gang's Pum, Tum, Trum, Puff. Ich mi nit irra laß, mit de Hack ausparirt und furt uff di junke 'Err 'in. Ich wurf ihm etwas grub a Strickl und a Ruder zu. Aber Guttlub, 's brauch't nit. A Sprung, und di junke 'Err hilt mick um di 'Als su fest, wi a Bär. Rechts um gehrt euck! mackte wir nun, und su hab ick ihn, Guttlub! 'raus bracht.

Engel b. Und wir hatten auch Zeit. Das Schiffchen schöpfte immer mehr Wasser und sank endlich unter unsern Füßen, als wir noch zwey Schritte vom Land waren. Zum Glück waren wir da schon auffer Gefahr; auch halfen alle die Män-

ner wacker zusammen, und wir erreichten glücklich das trockne Land.

Rosal. und Mar. (weinen unter der Erzählung)

Amal. O wie dank' ich euch, lieber Alter! für eure heldenmüthige Aufopferung! Ihr seyd der zwayte Vater dieses Kleinen geworden.

Bar. Friedb. Ja, das ist er geworden!

Amal. Auch euch, liebe Leute! dank' ich für eure Theilnahme und vielfältige Bemühung; heute nur mit Worten, aber nach meiner Zurückkunft von der Reise auf eine andere Art.

Mar. Auch ich danke euch, ihr guten, guten Menschen, daß ihr mir meinen Bruder wieder gebracht hab. Wenn ich groß bin, will ich euch alle abmahlen.

Bauern. (unordentliches Gemurmel) Habens gern gethan! — Vom Herzen gern haben wirs gethan! — Ist nichts als unsere Schuldigkeit. — Einer so lieben, gnädigen Herrschaft Leib und Leben!

Mar. (streichelt die Hand des Soldaten) Sagt mir nur, lieber Alter! was ich euch thun kann, daß ihr mir meinen Bruder errettet habt?

Bar. Friedb. (reicht dem abgedankten Soldaten die Goldberse) Da, guter Freund! unterbes etwas wenig; und von heute an soll er sein Quatier im Schloß aufschlagen. Das Weitere wird sich geben, wenn — Ru, so nehm Er!

Abged. Sold. Verzei Si, gnadiker 'Er! hab's nit um sulch Löhnung than. Bi's nur Gutt und der Welsch schuldi gwaßt. Hab mei Leba nit gauft, will's a nit vergaufen für sulich Ding da. Bitt nur um a Bißl a Brud und an Wein; 's hat mi schwizn g'macht, und sullt morgen wieder arbeit'n. Aber den Fischern gann Sie was schen'kn

und ihr Schiff, und ihr Strick und ihr Ruder gut machn. Leb Sie wohl, und Sie, juncker Herr! schlaf Sie wohl auf die Strauß. (wirft dem Bedienten den nassen Rock über die Schultern und verbeugt sich zum Fortgehen)

Maxim. (zu Rosalien) Das ist ein edler Mann, werth zum Ritter geschlagen zu werden.

Rosal. Ja, Bruder! seine That verdient, daß sie Bonhora in einem schönen Liede besinge.

Bonh. (in Gedanken vertieft) Verstummen ist hier das einzig würdige Lied.

Bar. Friedb. (zu Amalien) Ein seltner Mann! — (zum Soldaten) He, Alter! Bleibt noch ein wenig; ihr bedürftet Erquickung (reicht ihm einen Sessel) — (zum Jäger) Führ' er diese Leute in die Kanzelley! da soll Mann für Mann aufgeschrieben werden! — Ich danke euch nochmahl für Eure Bemühung und Eure Liebe gegen meine Familie. Bis zu meiner Wiederkunft ist Eure Herrschaft Euer Schuldner.

Bauern. (gehen mit Verbeugungen ab. Einige Stimmen) Nichts Schuldner! — Wir sind Schuldner! — Einer so guten Herrschaft alles gern!

Bar. Friedb. Freund! Er hat mir durch seine edle That meinen Sohn, meine Gemahlinn, und mich mir selbst wieder gegeben.

Mar. und Rosal. (lieblosen ihren Bruder und bewundern ihn in der neuen Tracht, die sie ihm endlich abziehen wollen. Er läßt sie aber nicht. Rosalie bringt einen andern Rock. Der Bediente aber steht noch immerfort unbeweglich, wie ein Verzauverter.

Bar. Friedb. Er kommt heute nicht mehr von uns. Er kann sich hier nach seiner Art gülich geschehen lassen. Der Bediente steht zu seinen Befehlen.

B edient. (macht eine tiefe Verbeugung) I,
i, i, je, jederzeit!

B ar. Friedb. (zu Amalien) A m a l i e,
fühlst Du dich heute noch stark genug zur Land-
fahrt?

A m a l. O dieser Mann hat mir mit meinem
Sohn neue Kräfte gegeben! Ich kann immer fah-
ren. Und wir müssen ja den Großpapa in keinen
Kummer versetzen.

R o s a l. Aber Pferd' und Wagen?

Einer der letzten Bauern. (schon an
der Thüre) Die Pferde haben sich auf die Peters-
insel gerettet; die sind in Sicherheit.

B ar. Friedb. Gut, lieber Alter! Beob-
achtet sie, und wenn ihr ohne Gefahr könnet,
so bringt sie mit Plätten herüber.

B auer. Ja, ja, wie Ihre Gnaden be-
fehlen. (ab)

R o s a l. und M ar. O das ist brav! nun
fahren wir ja, Papa?

B ar. Friedb. Ja wir fahren, alle, alle
fahren wir. Auch dieser brave Mann (klopft ihm
auf die Schulter) muß mit. Der wird dem Groß-
papa willkommener seyn, als alle eure Geschenke.
Wer läßt ihn zu sich sitzen?

A l l e. Ich, ich, ich! Wir haben Platz!

A b g e d. S o l d. Wann Si schund wolla
so gud sey, su bitt i, bey mei junke 'Erz zu sitzn.
Er hat si 'Erz i Leib und uff sei Jahr viel Muth.

A m a l. Aber leider auch viel Übermuth.

A b g e d. S o l d. Muth zier den Mann;
doch Übermuth thu niemahls gut! ör Sie?

E n g e l b. Dank, Dank Ihm, mein Er-
retter! Ewig will ich mir den heutigen Tag, ewig
diese Lehre aus dem Munde eines alten Men-
schenfreundes; merken und mich gewiß bessern. (zu

feinen Aeltern, auf den Knien) Nur dieß, dieß einzige Mahl Verzeihung!

Amal. Nimmer thun, ist die beste Neue. Der heutige Tag war zu einer andern Probe für dich bestimmt. Nun hat sie die Vorsehung auf eine wirksamere Art übernommen. Ich wünsche, daß du dein Versprechen nicht vergißt. Doch hierüber müssen wir bey einer andern Gelegenheit noch mehr sprechen.

Bar. Friedb. (zum Bedienten, indem er ihn vom Fuß bis zum Kopf mißt) Ist er von Stein? oder wie geschieht ihm?

Bedient. I, i, i, i, i, i, i, ich weiß selbst nicht, o, o, o, o, ob ich noch le, be, be, be, be, be, oder nicht.

Bar. Friedb. Nun so leb' Er auf, eil Er hinab und laß Er den neuen Wagen vorkühren.

Bedient. Sogleich! (geht wie im Traume mehrmahl hin und her, bald zu dieser, bald zu jener Thür, nimmt ist etwas, ist stellt ers wieder weg, endlich ab)

Amal. Ein merkwürdiger Tag!

Bar. Friedb. Ein Erziehungsstück der Natur!

Bonh. Weit, weit über unsern Waldplan!

Bar. Friedb. Doch ist ist's hohe Zeit zur Abreise.

Engelb. (sich vor die Stirne schlagend) Mein Gott, wie wird der Großpapa so böse auf mich werden, da ich ihm so viel Schaden gemacht habe! Papa, lieber Papa! Ich getraue ihm nicht unter die Augen zu gehen.

Bar. Friedb. Eine Genugthuung wirst du dir aefallen lassen müssen, das verstehst du wohl selbst. Ubrigens Sorge nichts. Dein alter Kriegsheld wird dich auch da befreien. Wer kann für geschehenes Unglück?

Mar. Und wir wollen dem Großpapa auch recht viele Freuden machen. Wir werden ihm ein schönes Lied singen.

Engelb. Ja, ich bitte euch, macht ihm Freude, daß er mir meinen thörichten Fehler verzeihe. — Doch, lieber Papa! soll ich mich umkleiden?

Bar. Friedb. Umkleiden? — Nein! wie du da gehst und stehst, sollst du mit. — Geht, geht Kinder! Nehmt jedes etwas mit hinab. Ich nehme das Beste, das Edelste der Menschheit: diesen — Menschenretter! (reicht dem Soldaten Rechte, Amalien die Linke, die Mädchen nehmen Blumentöpfe, Engelbert hängt das Posthorn um, und so treten sie ab.)

Alle. Segen, Segen über alle Menschenretter!

Ende des Schauspiels.

G.



Die unbesonnenen Schüler.

Einige Schüler aus einer großen Stadt waren an einem schönen Frühlingstage auf das Land gegangen und kamen in ein Dorf, wo sie auf den Todtenacker viele Leichensteine und Grabmähler fanden. Sie lasen, was darauf geschrieben stand, und betrachteten die Figuren, welche die Bildhauer daran verfertigt hatten. Endlich kamen sie an eine Gruft, welche mit einer eisernen Fallthüre verwahret war. Da man diese nicht sorgfältig genug verschlossen hatte: so hoben sie die jungen Leute auf, und weil sie unter derselben eine Treppe fanden, so kam ihnen die Lust an, hinunter in die Gruft zu steigen. Ein Mädchen, die das sah, kam auf sie zugesprungen und sagte: sie sollten das nicht thun; denn wer da hinunter stiege, mußte sterben. Die Schüler lachten über die einfältige kindische Warnung und stiegen getrost hinunter. Das Mädchen aber lief geschwind zu ihren Aeltern und erzählte ihnen, was sie gesehen und gethan hatte. — Ob sie daran wohl recht that?

Die Aeltern dieses guten Kindes riefen den Küster und dieser den Todtengräber, welche alle, so schnell sie konnten, an die offene Gruft liefen und die Leute riefen, die hinunter gestiegen waren; aber Niemand antwortete, denn sie waren schon todt. Mit der größten Behutsamkeit stieg der Todtengräber hinunter, band jeden einen Strick um den Leib, und so wurden sie herauf gezogen und mit großer Mühe wieder zum Leben gebracht. Die Warnung des Mädchens war also gar nicht kindisch gewesen; denn sie hatte wohl gehört

daß es schon mehreren Leuten so gegangen war. Aber ihr werdet fragen: Woher es kam, daß diese Schüler so schnell todt, oder vielmehr betäubt und ohnmächtig wurden? Das könnet ihr erfahren.

Wenn die Ausdünstungen gährender oder faulender Körper lange in einem engen Gemache verschlossen bleiben: so werden sie so giftig, daß Menschen und Thiere, die diese Dünste mit dem Athem in sich ziehen, in kurzer Zeit ersticken müssen. Glaubt ihr wohl, daß aus dieser Erzählung etwas zu lernen ist?

Thieme.

Das Ey.

Wer mit dem, was ihm beschieden,
Nicht zufrieden
Lebt, und immer mehr begehrt,
Der erfährt,
Was zum Lohn ihm auch gebühret,
Daß er öfters das selbst, was er hat, verlieret.

Ein armes Weib hatt' eine Henne,
Die täglich ihr ein Ey gelegt.
Allein, wie's nun zu gehen pflegt,
Eins war ihr nicht genug. Wie sie mehr haben könne,
Dem sinnt sie nach. Je mehr, so dachte sie, ich ihr
Zu fressen geb', je mehr der Eyer legt sie mir.

Nun ging das Füttern an! Viel Glücke
wünsch' ich dir,
Mein liebes Weib, und hundert tausend Eyer
Mit jedem Tag; allein ich fürchte sehr, zu theuer,
Zu theuer kommen sie auf Die Art dir zu stehn.
Doch warum prophezeihn? Man wird ja alles
sehn. —

Sie füttert fleißig drauf. Und, denke doch!
was geschah?

Die Habsucht ward bestraft. Denn da
Zu fett die Henne ward, konnt' sie, der Fette
wegen

Auch nicht dieß Eine Ey mehr legen.

J. Ph. Neumann.

Die Schildkröte und der Adler.

Die Schildkröte bath einst den Adler, er möchte
sie fliegen lehren. „ Du verlangst etwas, sprach
„ der Adler, was deiner Natur zuwider ist. Wie
„ wirst du fliegen können, da du keine Flügel
„ hast? “

Aber die Schildkröte fuhr dennoch fort, in
den Adler zu dringen, daß er sie zu einem Vogel
mache.

Aufgebracht über ihre unnatürlichen Wünsche,
ergriff er sie mit den Klauen, trug sie in die Höhe,
und ließ sie dann aus, damit sie durch den Wind
getragen werden sollte. Allein sie fiel auf einen
Felsen herab, und ging zerschmettert zu Grunde.

Verlange nicht, was du nicht verlangen sollst,
und verachte nicht den Rath der Klügern; du schadest
dir sonst selbst durch deine Thorheit.

Aus Gedikens Lat. Gram.
übers. von C. Mattulik.

Der leichtsinnige und undankbare Sohn.

In S., einem Dorfe in Unterösterreich, lebte
ein ordentlicher Mann welcher der ganzen Gemeinde

Schildkröte st. Schildkröd. Klauen st. Krampeln.

durch Friedfertigkeit und genaue Erfüllung seiner Pflichten zum nachahmungswürdigsten Muster diente, und der wegen seiner guten Eigenschaften besonders geliebt und geschätzt wurde.

Dieser hatte fünf Kinder, die er mit möglicher Sorge erzog, um einst die Freude zu erleben, sie als gute Menschen und nützliche Staatsbürger zu sehen.

Vier von diesen Jünglingen wuchsen zu seinem Troste heran, waren gute Kinder, aufmerksame und lehrbegierige Schüler, und machten durch Fleiß und Folgsamkeit ihrem Herrn Pfarrer, Schullehrer und ihren lieben Aeltern viele Freude. Sie waren gefällig gegen ihre Mitschüler und gegen die andern Kinder auch außer der Schule, und zeigten sich beym Spiel, wie beym Lernen, oder in andern Handlungen immer als gute, ehrliebende Kinder.

Fritz aber, der jüngste Sohn, hörte zwar die guten Lehren seines Vaters; allein er war zu leichtsinnig, nahm sie nicht zu Herzen, und übte sie noch weniger aus. Wo er seine Geschwister und Gespielen necken, oder ihnen einen Schaden zufügen konnte, da that er es und lachte noch heimlich darüber. Deswegen mochten sie ihn auch nicht leiden, und schlossen diesen leichtsinnigen und schadenfrohen Jungen meistens von ihren gemeinschaftlichen Vergnügungen aus.

Dies kränkte Fritz en zwar freylich, aber doch wollte er sich nicht bessern.

In der Schule beschäftigte er sich gewöhnlich mit andern Dingen, als welche gelehret wurden. Bald störte er seine übrigen Mitschüler auf mancherley Art; bald durchsuchte er ihr Schulgeräth oder verunreinigte es mit der Tinte, so daß Herr Schullehrer sehr vielen Verdruß mit ihm hatte.

Er erinnerte ihn zwar sehr oft mit vieler Güte und Gelassenheit; aber dieß wollte nichts nützen, und am Ende wurde er sehr empfindlich gestrafet. Und, was noch die übelste Folge seiner Unaufmerksamkeit war, er konnte, als er im 12. Jahre seines Alters aus der Schule trat, nicht einmahl richtig lesen, noch weniger schreiben oder rechnen; die übrigen guten Lehren des Herrn Katecheten und Lehrers hatte er meistens überhört.

Frißens Unwissenheit und leichtsinniges Betragen verursachte dem guten Vater vielen Kummer, und da er einen liederlichen Streich nach dem andern ausübte; so gab ihn der Vater endlich aus dem Hause unter fremde Leute. Hier mußte er nun manches Ungemach wegen seiner üblen Aufführung erdulden; allein auch dieses beserte ihn nicht.

Der Vater erreichte indessen ein Alter von 94 Jahren, weil er immer mäßig und ordentlich gelebt hatte; und da er seine übrigen 4 Kinder alle schon sehr gut versorget sah, so rief er Frißen, der einige Besserung zu versprechen schien, nach Hause, übergab ihm seine eigene Behausung sammt aller Einrichtung und der ganzen Wirthschaft.

Kaum war dieser ausgeartete Sohn Herr des väterlichen Vermögens, so zeigte er sich wieder in seiner vorigen Gestalt; denn wie sich Händchen gewöhnt, bleibt Hans immer! Er lebte seinem alten Vater in allem zuwider, fügte ihm allerley Kränkungen zu, und — staunet und erschrecket, meine Leser, über die Unthat eines ausgearteten Bösewichts! — und gönnte ihm nicht einmahl die Wohnung in dem Hause, das er ihm schenkte, und worin er über 70 Jahre zugebracht und dieses unmenschliche Kind erzogen hatte. Der

gefränkte Alte mußte bey seinen andern Kindern Schutz und Unterkommen suchen, und diese Guten gewährten ihm beydes mit vielen Freuden. Aber der gute Greis betrübtete sich über das Betragen seines undankbaren Sohnes so sehr, daß er zum ersten Mahle in seinem Leben erkrankte, und in wenigen Tagen darauf starb.

Die ganze Gemeinde trauerte um ihn, und Alt und Jung begleitete seine Leiche zum Grabe. Eines sagte zum andern: Gott hab' ihn selig, den guten, ehrlichen Alten, den treuen Freund und Rathgeber so vieler aus uns!

Auch sein verhärteter Sohn begleitete die Bahre, aus der ihm eine unsichtbare Stimme, die Stimme seines Gewissens zurufen mußte: Sieh, Böfewicht! da tragen sie ihn, dem du so vielen Kummer verursacht, dem du seine Liebe zu dir dadurch belohnet hast, daß du ihm nicht einmahl unter seinem, dir geschenkten Dache sterben lässest.

Doch bewundert die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes! Auf der nämlichen Bahre trug man nach vier Tagen diesen unnatürlichen Sohn zu Grabe. — Er starb eines gähnen Todes in einem Alter von 34 Jahren, von niemanden beweint, und ohne durch seine ganze Lebenszeit ein wahres und reines Vergnügen zu haben. —

Merkt euch, guten Kinder! den wichtigen Spruch: Ehre Vater und Mutter, daß es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erde!

J. Beichel.

Sonderbar und nicht Sonderbar.

A. Daß immerdar
 Doch jeder Narr
 Sich mächtig weise dünkt, ist
 das nicht sonderbar?

B. Nein Freund, fürwahr!
 Das scheint mir gar
 Nicht sonderbar.
 Denn eben darum ist der Narr
 Ein Narr.

J. Ph. Neumann.

Lebensregel.

Mensch, genieße dein Leben, als müßtest
 morgen du weggeh'n:
 Schone dein Leben, als ob ewig du
 weiletest hier.
 Herder.

* Fragen über Reichthum und Armuth.

Was glaubst du, mein Kind! wer ist reicher,
 dein Vater, der nur ein mäßiges Einkommen hat,
 oder jener vornehme Herr, bey dem alles im Über-
 flusse zu seyn scheint?

Dein Vater hat nur einige hundert Thaler
 Einkünfte, wovon er doch jährlich etwas zurück-
 legen kann; bey jenem Herrn aber flecken die Tau-
 sende nicht: was glaubst du, welcher von beyden
 ist reicher?

Sehen wir, beyde legen gleich viel zurück, welcher wird nun der reichere seyn? Jener Herr hat viele Bedürfnisse und grosse Ausgaben, welche dein Vater nicht hat, nicht machen darf: auf welcher Seite ist nun die Vermuthung des größern Reichthums?

Um dieses zu bestimmen, müssen wir nicht wissen, ob jene Bedürfnisse alle wahre Bedürfnisse sind?

Wenn man also gewisse Bedürfnisse beschränkt, wird man nicht so viel reicher? —

Sieh dort, jener andere Mann hat viele Güter und ein großes Einkommen, und lebt dabey kümmerlich: ist er wohl reich?

Er legt jährlich zurück, und sieht doch keinen Überfluß, denn er will immer mehr haben: ist der Mann nicht zu bedauern?

Was ist die Ursache davon?

Können also unmäßige Begierden uns arm machen?

Dein Vater lebt bey seiner Arbeit und seinem mäßigen Einkommen genügsam, und dankt täglich den lieben Gott dafür, ja, er theilet noch willig dem Dürftigen mit: kann man also auch bey wenigem genügsam seyn, und dabey andern Gutes thun?

Sage mir also, wer ist reich? wer arm?

J. S. Wiser.

Nicht alles ist Gefälligkeit.

Ernest lieb seinem Bruder selten etwas von den Spielsachen, wenn er auch wiederholt gebethen wurde. Einst wollte er Fränzchens Trommel haben, und Fränzchen kam eben zu

ihm, und bath ihn um den hölzernen Säbel. Ja, Brüderchen, sagte Ernest, recht gerne, ich werde ihn gleich dir geben; aber möchtest du mir nicht auch deine Trommel leihen? Fränzchen gab sie ihm gleich. Warum lieb Ernest so geschwind seinen Säbel her? Soll man nur dem etwas leihen, der uns wieder was gibt? War also Ernest wahrhaft gefällig? Warum nur? Ist das schön?

Wilhelm bath seinen Bruder Marx um seinen Ball zum spielen. Ich brauche ihn selbst, sagte er schnäppich, und die Mutter trat eben zur Thüre herein. — Nun ja, Wilhelm, nimm ihn nur, sagte er geschwind darauf, ich will mit was anderm spielen, weil du ihn haben willst. Warum lieb Marx seinen Ball her? Was hätte er wohl von der Mutter befürchtet? Warum war er also gefällig? Verdient er deswegen Lob?

Hann zeigte einem Herren die Wohnung des Pfarrers und bekam dafür einen Groschen zum Geschenke. Er erzählte es dem undienstfertigen Stephan. Bald darauf hielt auf der Straße ein Wagen still. Die Frau, welche darin saß, bath den Stephan, der vor dem Hausthore stand, um ein Glas Wasser. Er lief hurtig zum Brunnen, und im Augenblicke war er mit dem Wasser da. Warum war er denn dießmahl so gefällig? Was wird er von der Frau erwartet haben. Gefällt euch dieses von Stephanen?

Johann wollte mit seiner guten Feder eine Feißchrift schreiben. Georg hatte seine Aufgabe noch nicht halb geschrieben, er kam nicht weiter, denn alle seine Federn waren stumpf. Er bath den Johann um eine Feder, und dieser lieb ihm seine beste, und schrieb lieber mit einer anderen, die nicht so gut war, seine Feißchrift.

Gefällt euch dieses von dem Johann? Warum? Was wird ihm wohl Georg wieder erwiesen haben? Was wird wohl der Lehrer, und Johannes Ältern dazu gesagt haben? Verdient er dieses Lob? Welchem aus diesen vier Knaben werdet ihr aber nachahmen?

L. Chimani.

Schädliche Folgen der Spielsucht.

Conrad gewöhnte sich das Spielen an. Anfänglich spielte er nur um Bohnen, welche er zu Hause leicht zu bekommen wußte. Aber bald hatten diese zu wenig Reiz für ihn. Er nahm es also über sich, sie durch Dinge von größerem Werthe zu verdrängen, und es gelang ihm. „Brüderchen, rief er einst zu seinen Spielkameraden, was haben wir auch von so einem Spiele? Die Bohnen sind zu unbedeutend, und machen dem Gewinnenden nicht viel Freude. Lasset uns lieber um schöne, blanke Rechenpfennige wettehen! die haben doch wenigstens eine Ähnlichkeit mit dem Gelde.“

„Aber woher diese nehmen?“ fragten die andern.

„O, da ist leicht Rath zu schaffen! Nehmt nur eure Sparbüchsen zu Hülfe! um ein Paar Groschen bekommt man schon eine hübsche Anzahl derselben, und die wenigen Kreuzer kann man doch eines solchen Vergnügens willen gern ausgeben.“

Dem Peter und Fritz gefiel dieser Vorschlag nicht allzu wohl. Sie vergaßen noch nicht ganz die Lehre ihres Vaters, sich vom Spiele zu

büchsen, welches sie einst unglücklich machen würde, und blieben von der Stunde weg.

Die andern aber folgten seinem bösen Rathe, suchten, wie und wo sie nur konnten, einige Groschen zu bekommen, schafften sich dergleichen Spielwerk an, und trieben damit ihr Spiel einige Zeit fort. Allein es währte nicht lange, so bekamen sie mit Conraden, der sie einige Mahle überlisten wollte, Streit und Händel. Am Ende kam es sogar zu Schlägereyen. Sie waren durch Schanden flug geworden, und verließen den unredlichen Spieler auf immer.

Das verdroß Conraden nicht wenig, daß er nun niemand mehr hatte, der mit ihm spielen, und sich von ihm hintergehen lassen wollte. Er fand aber bald wieder neue Spielgesellen, die ihr Werk noch besser verstanden, als er. Denn sie wollten sich mit ihm nicht anders ins Spiel einlassen, als um bares Geld. Das war ihm nun freylich nicht lieb; aber die Spielsucht war bey ihm schon so groß, daß es ihm unmöglich schien, davon abzustehen.

Jetzt gingen seine Gedanken bloß dahin, wie er Geld genug aufstreiben könnte. Mit seiner Sparbüchse machte er den Anfang. Weil er aber fast immer verlor, so wurde sein kleiner Schatz bald erschöpft. Was sollte er nun thun? Vorgen wollte ihm kein Mensch etwas, weil er schon, als ein Spieler, bekannt war. Er nahm also seine Zuflucht zum Stehlen. Zu Hause war vor ihm nichts sicher, was nur einigen Werth hatte, und in der Schule vermifste man bald dieß, bald jenes, welches er dann verkaufte, um seiner Gewohnheit nach, spielen zu können. Als er wieder einmahl eines seiner Mitschüler Briestafche einzustecken im

Begriffe war, wurde er darüber betroffen, und empfindlich gestrafet.

Zulezt, da keine Ermahnung, keine Strafe mehr fruchteten, er auch alle Lust zum Lernen verlor, mußte er sich gefallen lassen, zur Warnung anderer Kinder, und damit durch sein böses Beyerispiel nicht auch die guten verdorben würden, aus der Schule ausgeschlossen zu werden.

Seine Altern betrübten sich sehr darüber. Sie ließen ihn ein Handwerk lernen; aber Conrad that auch dabey nicht gut. Er wurde daher bald fortgejagt. Bey andern Lehrmeistern, wo er sein Glück neuerdings versuchte, erfuhr er nichts Besseres. Niemand wollte ihn mehr behalten; denn er ließ das Spielen nicht, und man konnte sich auf seine Treue nicht verlassen.

Indessen wuchs er so heran, ohne etwas Tüchtiges gelernt zu haben. Man nahm ihn zum Regimente. Da ging es ihm nun auch recht schlecht. Weil er oft seinen Sold verspielte, mußte er hungern. Darüber hielt er auch seine Sachen immer unordentlich, und so bekam er oft Strafe. Endlich ward er des Soldatenlebens überdrüssig, und wollte entfliehen. Aber er wurde erhascht, und mußte unter den Stoßschlägen des Corporals für seine Untreue büßen.

„Ach, rief er dann jammernnd aus, hätte ich dem Spiele damahls gleich entsagt, als mich meine Altern und Lehrer davon warneten! Es würde jetzt nicht so weit mit mir gekommen seyn. Das sind die Folgen der Spielsucht!“

Der Ruf von Conrad's böser Aufführung und ihren Wirkungen verbreitete sich auch in seiner Vaterstadt, wo er als Knabe den ersten Grund zu seinem Unglücke legte. Da sahen es seine vorigen Spielfameraden erst recht ein, wie gut sie

thaten, daß sie noch früh genug allen Umgang mit ihm aufgehoben, und sich dadurch den Schlingen seiner Verführung entzogen haben. Denn es wäre ihnen auch nicht wohl gegangen.

Ein Fehler, sey er auch noch so klein, zieht immer größere nach sich.

E. Mattulik.

* Ein Schiffbruch.

Von dem Unglücke des ostindischen Schiffes *Dutton* meldete ein Schreiben aus *Plimuth* vom 22 Januar 1796 folgende Umstände: „Das ostindische Schiff, *the Dutton*, Kapitän *Sampson*, welches gestern Nachmittags von der Flotte des Admirals *Christian* hier ankam, mußte sich wegen der Ebbe im Sund vor Anker legen. In der Nacht drehete sich der Wind nach S. S. W. (Süd = Süd = Westen.) Es entstand ein fürchterlicher Sturm, und die See ging außerordentlich hoch. Der *Dutton* hielt den Sturm sehr gut aus, bis er diesen Morgen um halb 9 Uhr gegen die Felsen am westlichen Ende vom *Battons-Berg* getrieben ward. Gegen 11 Uhr war schon dem Ufer so nahe, daß er im Begriffe war, zu scheitern. Zum Glück war er im Stande, sich etwas zu drehen, und bis an den Flaggenstand der Citadelle zu kommen, hier aber stieß er an, und ward sogleich mit Wasser gefüllet. Man schnitt zwar alsobald die Masten ab, um das Schiff leichter und eine Art Brücke zwischen dem Schiffe und dem Ufer daraus zu machen, dadurch aber das Leben des Schiffsvolkes zu retten; indem jedoch die See sehr hoch ging, fielen die Masten mit solcher Gewalt, daß sie brachen, und

daher diese Absicht vereitelt ward. Doch retteten verschiedene Seelente und Soldaten sich durch Hilfe desselben, wobey die See alle Augenblicke über sie wegrollte. Vom Lande ab konnte man ihnen beystehen. Verschiedene, die schon auf den Masten waren, kehrten ermüdet wieder nach den Schiffen zurück, 4 oder 5 aber kamen ganz um. Ein anderer verlor das Leben da ein Mast auf ihn fiel. Der Sturm dauerte dabey mit der größten Gewalt fort, und war mit Blitz, Donner und Regen begleitet, bis um 2 Uhr, da sich das Wetter legte. Man brachte nun Stricke zwischen dem Lande und dem Schiffe an, mit welchen man die Leute herüber zog, wobey viele halb tod über das Ufer kamen. Um 3 Uhr hatte der Sturm sich so weit gelegt, daß man mit vieler Mühe mit Böthen an das Schiff kommen konnte, in welchen man gegen 300 Soldaten rettete, worunter 80 Kranke waren, die man auf Karren aus dem Spital brachte. Viele von diesen schienen dem Tode nahe zu seyn. Der Kapitain Sampson, der an das Ufer gekommen war, ließ sich um 2 Uhr wieder mit Lebensgefahr durch einen Strick an das Schiff ziehen, wo durch er den Muth des Schiffsvolke so sehr belebte, daß jeder mit Geduld seine Zeit abwartete, um an das Land gebracht zu werden. Viele waren halb nackend und so zerstoßen, daß sie kaum stehen konnten, als sie an das Ufer kamen. Um 5 Uhr war das Schiff ganz mit Wasser angefüllt, und schlug stets gegen die Felsen. Gegen 10 bis 14 Kranke konnten nicht vom Schiffe gebracht werden; diese sind mit dem Schiffe untergegangen. Der Wind wehet nun wieder aus Süden und stürmisch, so, daß gegen den Morgen das Schiff zerschlagen seyn wird. Von der Ladung ist nichts gerettet, so wie auch nichts

von dem Schiffsvolke und den Soldaten gehörte,
von denen viele halb nackend sind und all das Ihrige
verloren haben. "

Aus öffentlichen Nachrichten.

Die Hunde und der Mann.

Zwey Hunde rausten einst. Ein Mann
Sah zu, und, von einander sie zu jagen,
Sah er für eine seiner ersten Pflichten an.
Und auf verschiedne Art, mit Drohen und mit
Schlagen

Versucht' er zu erfüllen die vermeinte Pflicht.
Auch ruht' er eher nicht,
Bis ers dahin gebracht, daß sie vom Kampfe
ließen.

Doch Schaden trug der Thor für sein Bemühn
davon.

Er ward zuletzt (das war sein Lohn)
Von seinen Lehrlingen aus Dankbarkeit gebissen.

Und was ist d'raus zu lernen wohl? —
Daraus zu lernen? Freund! sehr viel.
Daß, wer gern ungebissen bleiben will,
In einen Hunde- Streit sich niemahls mengen
soll.

J. Ph. Neumann.

Der arme Mann, und Herr v. B*.

Herr v. B*.

Wie geht es euch, mein lieber Mann?

Der Arme.

Wie's nur im Himmel gehen kann.

Gaheis N. Kinderbibl. v. B.

G

Herr v. B*.

Euch, wie im sel'gen Reich des Lichts?

Der Arme.

Ja, Herr! Dort — ist und trinkt man nichts.

J. Ph. Neumann.

Der Wettstreit in Briefen zwischen Franz und Carl, Mitschülern.

I.

Lieber Carl!

Es bleibt dabey. Unser Federkrieg soll mit diesem Briefe anfangen; aber das bitt' ich mir aus, daß ich bey schweren Wörtern den Papa, oder die Mama, oder den Herrn Hofmeister fragen darf. Sie können es auch thun. Nun zur Sache! Ich stelle Ihnen drey Festungen entgegen, die Sie mir durch Ihre Erklärungen bestürmen und einnehmen sollen. Die erste ist das Wort **F i a k e r**. Davon sollen Sie mir eine kurze Beschreibung machen, sollen mir sagen aus welcher Sprache das Wort herkommt, und wie es kommt, daß die Sache gerade diesen Nahmen hat.

Die zweynte Festung ist das Wort **Elfenbein**. Von diesem verlange ich nur zu wissen, wo es herkommt.

Die dritte Festung endlich ist — der **Vogel Greif**. Von diesem merkwürdigen Vogel sollen Sie mir die Gestalt, das Land worin er sich aufhält, und etwas aus seiner Naturgeschichte erzählen. In diese meine Festungen eingeschlossen

erwarte ich mit Standhaftigkeit die anrückende
Mannschaft Ihrer Erklärungen, und bin

Ihr

wohlverschanzter Feind
Franz.

II.

Liebster, bester Franz!

Ihr Brief hat mir und allen im Hause viele Freude gemacht. Aber wir haben uns auch den Kopf nicht wenig zerbrochen. Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihre Fragen so schwer wären. Man hört ja die Wörter fast alle Tage, und doch, wenn es auf eine Erklärung ankommt, da geth's wohl nicht so leicht. Mir ist leid, daß ich in Kriegssachen nicht erfahren bin, sonst würde ich Ihnen auch auf Soldaten-Manier geantwortet haben.

Ein *F i a k e r* ist eine Kutsche, die man zum Herumfahren auf eine kürzere oder längere Zeit miethen kann. Man hat sie besonders in großen Städten, in Wien, Paris, London, Berlin. Doch das wissen Sie ja ohnehin zu gut. Das Wort ist aus der französischen Sprache genommen, und sollte eigentlich *F i a c r e* geschrieben werden. Ihren Ursprung soll diese Benennung daher haben. Der erste Miethkutscher in Paris hatte auf seinem Haussschilde das Bild des heiligen *F i a c r e*, welcher ein König von Schottland war und beyläufig vor 1000 Jahren gelebt hatte. Anstatt nun, daß die Leute gesagt hätten: ich mieth' mir einen Wagen des Kutschers, vor dessen Hause das Bildniß des heil. *F i a c r e* ist, sagten sie, weil es kür-

zer ist: ich miethete mir einen Fiaker: — Hab ich die erste Festung erobert?

Nun zur zweyten. Das Elfenbein ist das feine, weiße, harte Wesen, aus welchem die Stoßzähne des Elephanten, die sehr lang sind, und zu beyden Seiten seines Rüssels hervor ragen, bestehen. Diese Hundszähne des männlichen Elephanten sind immer sehr hoch geschätzt worden, weil sie so fest sind, ein so feines Gewebe, und eine so blendende Weiße haben. Ich habe selbst einige gesehen, die 12 Schuh lang waren und 2 Zentner wogen. — Bin ich auch hier Sieger, lieber Freund?

Muthig wage ich mich nun an Ihre dritte Festung. Der Vogel Greif ist weiter nichts, als ein erdichtetes Ungeheuer. Man mahlt und beschreibt es gemeiniglich als einen geflügelten Löwen. In den ältesten Zeiten hatte man schon allerlei Märchen von diesem Unthier erzählt. Oder meinen Sie etwa den Geyer, welcher unter dem Nahmen Greifgeyer bey den neuern Naturbeschreibern bekannt ist? Gut, der ist ein großer Vogel, welcher, wenn er die Flügel ausbreitet, 16 bis 18 Fuß mißt. Er wird in den heißen Ländern angetroffen, und in Amerika Cuntur genannt. Er nimmt nicht nur Schafe, sondern auch Rälber und Menschen mit sich in die Luft fort. — Gehört wohl auch diese Festung mein?

Dafür will ich Ihnen nun auch drey Knoten aufzulösen geben. Das erste sey das Zauberwort *Ab r a c a d a b r a*, der andre das Wort *B a s t a*, der dritte das Wort *T r o h n l e i c h n a m*. Schreiben Sie mir, was Sie von jedem wissen. Hauen Sie aber die Knoten nicht, wie *A l e x a n*-

Elfenbein st. Helfenbein; Zentner st. Centen;
Der Knoten st. Knopf.

der, durch einen Schwertstreich entzwen. Sondern Sie müssen mir auch so deutliche Erklärungen geben, wie Ihnen gab

Ihr

freundschaftlicher Feind
Carl.

III.

Theurester Feind!

Sie sind vollkommen Sieger. Wenn es mir nur mit Auflösung Ihrer Knoten auch so gelingt! Doch ich glaube sie ordentlich aufzuschürzen, ohne sie zu zerhauen, welches freylich leichter gewesen wäre.

Ist nicht Abacadabra ein abergläubisches Wort? Und schrieb man es nicht öfters auf einen Zettel, doch so, daß man am Ende immer einen Buchstaben um den andern wegließ, bis endlich nur mehr das bloße A übrig blieb? Und diese Zetteln rieth man als ein Mittel wider das Fieber umzuhängen an.

Mit dem Basta will ich geschwinder fertig werden. Es ist ein italienisches Wort, das genug bedeutet; man brauchet es auch bey der Musik als ein Kunstwort.

Frohleichnam ist aus dem altdutschen Worte frohn, welches heilig, herrlich bedeutet, und aus Leichnam, ein tochter Körper, zusammen gesetzt. Dieses Wort bedeutet also: der heilige Leichnam, worunter man vorzugsweise den Leichnam Jesu Christi versteht. Daher hat auch das Frohleichnamsfest seinen Nahmen, welches im Jahre 1252 vom Papste Urban IV. zur Ehre des Leibes Christi ist angeordnet worden.

Mit Sehnsucht erwarte ich ihr Urtheil über meine Auflösung, und zugleich weise ich Ihnen wieder einige feste Plätze zur Bestürmung und Eroberung an.

In welchem Sinne gebraucht man den Ausdruck: Böhmisches Dörfer! Und warum?

Was für Bedeutungen hat der Buchstab F?

Woher kommt das Fischbein?

Sie sehen, lieber Carl! daß ich Sie heut mit Festungen verschone. Aber ich glaube, es sollen Ihnen die böhmischen Dörfer zu thun genug machen. Leben sie wohl. Ich bin

Ihr

feindlicher Freund
Franz.

IV.

Liebster Franz!

Vollkommen haben Sie meine Knoten gelöst. Den dritten noch mehr, als ich erwartet hätte. Das soll mich ermuntern, mich auch an Ihre Verschanzungen zu wagen. Die letzte scheint mir am geringsten befestigt zu seyn. Diese will ich am ersten angreifen. Die zwey andern werden mir wohl noch ein Paar Tage zu thun machen.

Also, wo das Fischbein herkommt? — Sie setzen nicht hinzu, ob Sie das weiße oder schwarze Fischbein meinten. Vermuthlich um meinen Angriff zu erschweren. Allein damit soll es Ihnen nicht gelungen seyn. Ich erkläre Ihnen beydes. Das weiße Fischbein, welches von den Goldschmieden gepulvert gebraucht wird, sind die Beine oder Knochen der Meerspinne oder Seezage. Das schwarze Fischbein, welches

man im gemeinen Leben und zu den Kleibern gebraucht, wird aus den Riefen des Wallfisches gespalten. Das ist das Geschäft eigener Leute, die man Fischbeinreißer oder Fischbeinsieder nennt. Sie müssen die Parten des Wallfisches in heißen Wasser erweichen, und in Stäbe zerreißen oder spalten.

Nach vielen Vorbereitungen des Fragens und Nachsuchens rücke ich nun an Ihre zweyte Verschanzung. Der Buchstab F. bedeutete bey den Lateinern die Zahl vierzig; hatte er aber oben einen Punct oder Strich, so hieß er 40,000. In den Recepten der Ärzte und Apotheker bedeutet F so viel als Fiat, es werde gemacht. Durch das deutsche F. oder Fl. wird ein Floren oder Gulden, und durch das lateinische kleine f fein, so wie durch ff superfein von einer Ware angezeigt.

Doch auch Ihre böhmischen Dörfer schrecken mich nicht. Wenn man nur einer Sache recht ins Gesicht sieht, so verliert sie ihre Furchtbarkeit sehr. Dieses Schrickwort ist daher entstanden, weil die böhmischen Dörfer in der böhmischen Sprache so ungewöhnliche Nahmen haben, daß wir Deutsche sie nicht wohl verstehen, viel weniger aussprechen können. Daber sagt man von einem einfältigen Menschen, der von einer Sache nichts weiß, oder der nicht viel von andern Ländern gehört oder gesehen hat: Das sind ihm böhmische Dörfer!

Mein Papa und der Hr. Hofmeister verstherten mich, daß ich durch diese Erklärung Ihre Verschanzungen eingenommen habe. Nehmen Sie mir, wenn Sie im Stande sind, dafür folgende drey andere weg:

Spalten ff. Kliesen.

1. Was ist der *Uraak* oder *Kak*? Wie entsteht er? Aus welchem Lande kommt er?

2. Was sind die *Lunt en*? und wie werden sie gemacht?

3. Eine Beschreibung des *Li nd wu r m s*.
Mit Sehnsucht erwartet die baldigen Proben Ihrer Tapferkeit

Ihr

Gegner Carl.

V.

Lieber Kriegskamerad!

In Ihrem letzten Briefe reden Sie ja die Kriegssprache so geläufig, als wenn Sie schon ein Paar Duzend Feldzüge gemacht hätten. Das ist mir eben recht. Doch Sie sind nicht nur ein Held im Reden, sondern auch an Tapferkeit. Meine ver-schanzten Plätze haben Sie mir mit Mann und Maus erobert. Aber gut, daß Sie mir durch Ihre neue Aufgaben eine Diverſion in Ihr Land eröffnet haben.

Meinen ersten Angriff will ich auf Ihren *Uraak* richten. Er ist zwar ein starker, starker — Brantwein; aber dem ungeachtet soll er mit mir capituliren, und sich als Gefangener zur Verfertigung des — Punsch's brauchen lassen. Mag er mir auch zehn Mahl vorhalten, daß er aus Reis, Zuckerrohr und dem Saſte der Kokosnüsse entstanden sey, oder mag er mir mit General's-Miene seinen Geburtsort *Soa*, oder wenn er von der Art der Starcken ist, selbst *Batavia* rühmen: ich werde mit Muth in ihn dringen und ihn sammt seiner Mannschafft überwältigen. Oder hab' ich ihn nicht schon jetzt überwunden?

Ohne mich mit Beutemachen lange zu verweilen, marschire ich weiter, um die Lunte in meine Gewalt zu bekommen. Zwar rieche ich sie wohl schon in der Ferne; aber ungeachtet sie mir Stücker und Kononen anzünden, oder mit Pulver gefüllte Minen entflammen wird: so fürchte ich sie doch nicht, besonders weil man nun nicht mehr, wie es vor Zeiten geschah, die Musteten damit losbrennet. Ich werde mich bey Nacht und Nebel hinzu schleichen, und ersiege ich sie, so will ich den dicken Strick, woraus sie besteht, aufwinden. Da werde ich nun denn in der Nähe sehen, daß sie aus alten, geschlagenen Stricken gemacht wurde, die man mit Schwefel und Salpeter sott, dann trocknete, und endlich den langen Strick daraus span, der an der Spitze dieses langen Stockes aufgerollt ist.

Doch mit dem Lindwurm werd' ich am ersten fertig werden. Denn obschon sich die alten Ritter viel damit zu thun gemacht haben, und er auch in ihren Geschichten oft vorkommt, und obschon er wie ein sonderbar gestalteter Drache, oder eine große, vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben wird: so schrecket mich dieß alles nicht. Denn mein treuer Spion, die Vernunft, hat mir sichere Nachricht gebracht, daß er weiter nichts, als ein erdichtetes Ungeheuer sey. Ich kenne es zu gut, um es zu fürchten. In unserer Stube ist das Bild des heil. Ritters Georg, wie er eben mit einem solchen Drachen kämpft, vorgestellt, und ich habe mich von Kindheit auf seinen gräßlichen Anblick schon gewöhnet.

Aber nun lieber Feind! gilt es Ihnen. In einem festen Lager steht eine Kanne Meth,

Die Lunte st. der Lunten.

und ein Kastanienbaum, die Sie durch Ihre Erklärungen zu erobern haben. Gelingt es Ihnen mit diesen, so fürchten Sie sich wenigstens vor der Alp, wenn Sie sie unerklärt lassen. Zu dieser Unternehmung wünscht Ihnen viel Glück

Ihr

außer Kriegszeiten treuer Freund
Franz.

VI.

Heldenmüthiger Krieger!

Ich hatte Mühe, Ihren letzten Brief zu verstehen. Sie waren etwas zu sehr Soldat darin. Ich kann Ihnen in dem Tone nicht nachkommen. Auch bin ich zu sehr nach dem Meth lüftern, als daß ich viel auf Soldatenschwänke sinnen sollte. Freylich ist ein Getränk, welches aus Wasser und Honig bereitet wird, jungen Leuten nicht sehr dienlich; aber mäßig genossen, wird er mir nicht schaden. Oder ist es etwa ein Weinmeth, der aus Wein und Honig, oder ein Biermeth, der aus Honig und Bier, oder ein Mostmeth, der aus Most und Honig bereitet ist? Dafür würde ich mir keine Mühe geben; am wenigsten aber für einen Effigmeth. Doch auf Ihr Wohlseyn! Es ist ein unverfälschter Meth, wie wir Kinder ihn gern trinken.

Noch lieber sind mir aber die Kastanien. Doch um etwas über den Baum, worauf diese Frucht wächst, zu sagen, muß ich schon zum Papa meine Zuflucht nehmen. — Nun kann ich Ihnen schon mehr davon erzählen. Der Kasta-

Der Honig, st. das Hönig; Kastanien st. Kösten.

nienbaum, sagte er mir, gehört in der Ordnung
 des Pflanzenreiches zu den Buchen; er hat lan-
 zettförmige, zugespitzte, gezähnte Blätter, die
 auf der untern Fläche glatt sind. Aus den wär-
 mern Theil Asiens ist er vor Zeiten nach Grie-
 chenland, von da nach Italien, und von hier aus
 in die übrigen europäischen Länder gebracht wor-
 den. Bevor ihn die Griechen in ihrem Lande an-
 pflanzten, hohlten sie die Kastanien aus Sardi-
 s, der Hauptstadt in Libien, und nannten sie da-
 her nur sardische Eichen. — Der wilde
 Kastanienbaum, womit man die schönen Alleen
 bepflanzt, ist ein ganz anderer Baum. Dieser
 wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus
 dem mitternächtigen Asien nach Europa gebracht.
 Seine Frucht dienet nicht nur zum Futter ver-
 schiedener Thiere, besonders der Hirschen; sondern
 kann auch zum häuslichen Gebrauche zubereitet
 werden.

Ihre Drohung mit der bösen Alp kümmert
 mich wenig. Wir hatten wohl einmahl eine alte
 Amme, welche sich sehr davor fürchtete, und uns
 des Morgens öfters erzählte, daß sie gekommen
 sey, sich auf sie gelegt, und durch Drücken so be-
 ängstiget habe, daß sie des Todes zu seyn glaubte.
 Aber der Herr Hofmeister, welcher die Medicin
 studiert hat, hat uns diesen Aberglauben anders
 ausgelegt. Wenn gewisse Personen, sagte er,
 des Abends unverdauliche Speisen genießen, so
 verursacht es ihnen Krampf und ein Drücken im
 Zwerchfelle, welches höchst beschwerlich ist, und
 welches die einfältigen Leute einem Geiste zuschrei-
 ben. — Also, lieber Franz! der Meth und die
 Kastanien sind (freylich nur in Gedanken) mein; und

Die Alp st. die Trut oder Trud.

vor der Alp habe ich mich nicht zu fürchten, weil ich des Abends hübsch mäsig lebe.

Für Ihre Nascheren hat' ich Ihnen auch gern einiges für den Gaumen, z. B. Cubeben, Cacao, Mixtur, Manna, Hornerbier, Punsch, Gerstenzucker und dergleichen, aufgesetzt; allein morgen ziehen wir auf unsere Güter, und da würde unser Wettstreit zu viele Hindernisse haben. Also bis zu unserer Wiederkunft wollen wir das Schwert in die Scheide stecken. Es fällt mir schwer, eine Unterhaltung aufzugeben, die mir und unserm ganzen Hause so vieles Vergnügen gemacht hat. Allein die Nothwendigkeit befiehlt wenigstens mir, für iht Waffenstillstand zu machen. Ich hoffe, er wird nicht ewig dauern, oder wenigstens die Ewigkeit auf türkisch auszuliegen seyn. Leben Sie wohl, theurester Franz! und denken Sie öfters an

Ihren

treuesten Freund
Carl.

G.

Herr v. B*. zum Bedienten Johann.

Sein Herr ist doch zu Haus? weiß er mirs nicht zu sagen?

Der Bediente.

Bitt' nur ein wenig zu verziehen,
Gleich will ich ihn
Darum befragen.

J. P. H. Neumann.

Der Wohlthätige.

Zu Sarasdorf, einem Dorfe im B. u. W. W. Viertel unter dem Wiener Walde) brach am 9. August 1790. eine Feuersbrunst aus, die so schnell um sich griff, daß in kurzer Zeit der größte Theil des Ortes ein Raub der Flammen ward. Viele hundert Menschen aus der Nachbarschaft, da sie die allgemeine Noth ihrer Brüder von fern sahen, eilten zur Hülfe herbey, um dem schrecklichen und verwüstenden Flammen Einhalt zu thun. Aber da die Häuser alle mit Rohr (Schilf) gedecket, nahe zusammen gebauet, und die Gassen in diesem Orte sehr enge sind: so war ihr Bemühen größten Theils fruchtlos, und die armen, unglücklichen Einwohner verloren in wenigen Stunden ihre ganze Habe, die sie durch vieljährige Wirthschaft und Mühe sich erworben hatten.

Unter andern edel denkenden Menschen zeichnete sich vorzüglich Hr. C. ein Bürger aus dem nächsten Orte, als ein wahrer Menschenfreund aus. Er war immer am nächsten, wo die Gefahr am größten war, arbeitete so viel als es seine Kräfte zuließen, gab guten Rath, und ordnete Leute und die Führer der Spritzen an, so daß durch seine kluge Anstalt (welche bey Feuersbrünsten überhaupt unumgänglich nothwendig ist) viele von den unglücklichen noch einiges Geräthe unbeschädigt behielten, und dem Feuer endlich ganz die Kraft benommen wurde, weiter Schaden zu verursachen.

Dieser edle Mann kam dabey einige Mahle in Gefahr, selbst beschädiget, oder von dem Rauch und Dampfe erstickt zu werden; aber dieß alles hielt ihn nicht ab, sein Werk der Menschenliebe zu vollenden. Als er das Feuer beynähe ganz ge-

lösch sah, eilte er nach Hause, hohlte eine Menge Brot, nahm nicht nur das für sein zahlreiches Hausgesinde, sondern selbst das für sich und seine Familie zubereitete Mittagsmahl mit sich, brachte es den Armen, und speiste die Allerbedürftigsten im Freyen, unter einer Reihe von Bäumen, auf einem Rasenplatze, wo der Himmel ihr Obdach, und die liebe Erde ihr Tisch war. Ich war Augenzeuge dieser und der folgenden, edlen Handlungen, und genoß selbst einen Theil seiner Wohlthätigkeit. Dankeshränen füllen mein Auge, wenn ich mich an diese Scene zurück erinnere! Nicht genug, daß er die Verunglückten aus seinen eignen Mitteln (Vermögen) unterstützte, und ihnen Holz und andere Baumaterialien durch sein Gespann zuführen ließ; nein, er bewog auch die Ortsherrlichkeit durch seine Fürsprache dahin, daß ihnen mehrere Tage hindurch Mehl und Brot ausgetheilt wurde. Er verwendete sich weiter bey andern guten Menschen in der Ferne für sie, und wirkte so viel aus, daß die Verarmten bald Lebensmittel, dann Bauholz, Stroh, Geld u. s. w. reichlich erhielten. Also hat die Gemeinde ihr Wiederaufkommen größtentheils diesem Menschenfreunde zu danken.

Kinder! diese Erzählung schrieb ich nicht, um den lieben Mann, der als wahrer Wohlthäter der Welt, so viel es die Umstände zuließen, unbekannt seyn wollte, und der schon den Lohn für seine edle Thaten von unserm Allvater empfangen hat, auf dessen Grab alle Einwohner dieses Dorfes eine dankbare Thräne weinten — der Nachwelt bekannt zu machen, darum verschweig ich auch seinen Namen; sondern daß ihr euch bey den Leiden eurer Mitmenschen an diesen Guten erinnert, und eben so handelt.

Almosen geben, ist menschlich; aber auf eine
edle Art Wohlthaten erzeugen, ist göttlich!

J. Beichel.

Zwey Schüler zur Zeit der Weinlese.

Der Fleißige.

Ins Weingebirg nahm mich
Mein lieber Vater jüngst mit sich.
O traurigster der Schulgespielen!
Die Wonne, der man da genießt,
Wenn man der Altern Freude ist,
Die solltest Du wohl selber fühlen.
„ Du bist (sprach Väterchen) im Lesen
„ Und Schreiben eifervoll gewesen,
„ Drum nehm' ich heute dich dafür,
„ Mein Sohn! auch in das Weingebirg mit
mir.

Der Faule.

Aber ich, ich muß zu Hause sitzen,
Ewig beym verhaßten Pulte schwitzen,
Darf mich nie am Lande freyn!
Sag mir, Freund! wie muß ich seyn,
Daß man mir auch Freude machet,
Oder mir nur freundlich lachet?
Glaub' es mir, ich will mich gern bemühn,
Nuzen aus dem Rath zu ziehn,
Welchen Du mir gibst: Mein Leben
Soll von nun, aleich vollen Neben,
Auch voll Besserungseifer glühn.

Der Fleißige.

Lieber Freund! Du mußt zu Hause sitzen?
Ewig beym verhaßten Pulte schwitzen?

Darfst Dich nie am Land' erfreun?
 Wünschest glücklicher zu seyn?
 Glücklich, wie der Fleiß den machet,
 Dem der Herbst so fröhlich lachet?
 Freund! Du darfst mit Ernst Dich nur be-
 mühen,
 Allen Müßiggang zu stiehn!
 Dann, wenn künft'ges Jahr die Reben
 Wieder volle Trauben geben,
 Darfst auch Du zur Lese ziehn.

Der Faule.

Die Trägheit, hör' ich Dich
 Mir dreun, beraubt der Freuden mich?
 Nun gut, mit ernstem Bess'rungswillent,
 Will ich den Lohn, den man genießt,
 Wenn man dem Fleiß ergeben ist,
 Zuerst verdienen, und dann fühlen.
 Bin ich im Lernen träg gewesen,
 So soll mein Fleiß im Schreiben, Lesen,
 Und allem Guten für und für
 Sich nun erneun! Die Pflicht befiehlt es mir.

F. Gaber.

Albert.

Albert ging einmahl des Morgens aus seiner
 Ältern Hause in einen Garten. Als er zurück kam,
 sah' er ein altes Weib am Wege sitzen, welche bit-
 terlich weinte. Er wußte nicht, wer sie war,
 ging aber zu ihr hin und fragte sie, was ihr
 fehlte. Die Alte sah den Albert nicht für den
 Mann an, von dem sie Trost oder Hülfe erwar-
 ten konnte, gab ihm also zu erkennen, daß er nichts

darnach zu fragen hätte. Das verdroß den Albert nicht; sondern er rebete ihr liebreich zu, und erboth sich ihr alle Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften stünde, wenn sie ihm nur sagen wollte, was sie brauchte. Aber, das arme betrubte Weib wollte sich mit ihm nicht einlassen: sondern hieß ihn gehen. Als er nach Hause kam, erzählte er die Erscheinung seinen Altern, welche ihn darum lobten, daß er menschenfreundlich an den Leiden der Unbekannten Theil genommen hatte. Weiter erfolgte nichts! Albert aber ward nicht ruhig. Das arme weinende Weib kam ihm nicht aus den Gedanken, er lief nach einer Stunde wieder an den Ort, wo er sie gesehen hatte. aber er fand sie nicht mehr, und erfuhr auch nicht, was aus ihr geworden war.

Nennet ihr den Albert vorwizig wegen dieser Handlung?

Eben dieser junge Mensch ging einmahl mit Niclas an einem kalten Wintertage über Feld. Sie sahen an einer Strasse einen unbekanntem Menschen im Schnee liegen, welcher schlief. Nun hatte Albert wohl einmahl gehört, daß Menschen, welche in der strengen Kälte schlafen, in Gefahr sind, zu erfrieren. Er blieb also stehn, rufte dem Menschen zu, und wollte ihn wecken; aber, dieser erwachte nicht. Albert schüttelte, und rieb ihn, — vergebens! Dem Niclas währte das Ding zu lange, daher sagte er: Mich friert, Albert, wir wollen weiter gehen. Was geht uns der fremde Kerl an, laß ihn liegen!

Albert. Das dürfen wir nicht, der Mensch möchte erfrieren.

Niclas. Was können wir dafür, wenn er erfriert. Er ist ein besoffener Bettler, das siehst du ja wohl.

Albert. Ob er besoffen, oder ein Bettler ist, daß weiß ich nicht; aber er ist ein Mensch, und ein Unglücklicher: darum muß ich thun, was ich kann, um ihn zu retten.

Niclas. Aber, wenn werden wir zurück kommen, wenn wir uns hier so lange aufhalten?

Albert. Ich verlange nicht, daß du darauf warten sollst: geh immer voraus; aber ich — gehe nicht eher von der Stelle, bis ich weiß, was aus diesem Menschen geworden ist.

Da er ihn weder aufwecken, noch allein von der Stelle bringen konnte: so sprang er in der größten Geschwindigkeit in das nächste Dorf, und rief Leute heraus, die den Schlafenden in Sicherheit brachten. Alsdann ging Albert ganz ruhig weiter, um seinen Gefährten wieder einzuhohlen.

Welcher von beyden dachte und handelte wohl vernünftiger? Albert, oder Niclas? Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an ihrer Stelle gewesen wäret?

Thieme.

Die arme Marie.

Marie war die Tochter eines armen Nachtwächters in einer kleinen Landstadt. Ihre Erziehung war ganz verwahrloset; sie konnte mit sechs Jahren noch kaum sprechen, und gewöhnte sich doch schon allerley wilde Sprüche an, war schmutzig und hielt sich fast den ganzen Tag, wenn ihre Aeltern in der Arbeit waren, in einem Gasthause auf, wo sie von unverständigen Gästen zum Weintrinken angehalten und leider wirklich öfters bezecht wurde. Ihr könnet denken, was aus dem Kinde

für ein unglückliches Geschöpf hätte werden können, wenn es so aufgewachsen wäre.

Ein angesehenener Herr aus der Hauptstadt hielt sich Geschäfte halber einige Zeit in dieser Stadt auf, und miethete für sich und seine Gemahlinn ein Zimmer in demselben Gasthause. Sie sahen das Mädchen, bedauerten sein Schicksal, gewannen es aber seiner zutraulichen Offenherzigkeit wegen sehr lieb. Da sie eben so reich an Einsichten und Herzensgüte, als an Glücksgütern waren, so suchten sie der armen Marie verschiedene Unarten abzugewöhnen, trafen Anstalten, daß sie in die Schule gegeben wurde, um dem Müßiggange entzogen und zur Arbeitsamkeit angehalten zu werden.

Indeß kehrten diese menschenfreundlichen Gäste wieder in die Hauptstadt zurück. Allein auch in der Abwesenheit erkundigten sie sich sorgfältig um die Aufführung der Kleinen. Durch den Vorsteher der Schule ließen sie ihr zur Ermunterung ihres Fleißes Geschenke, Belohnungen und Verheißungen ertheilen, kamen zuweilen selbst, um sie in ihren Lehrstunden zu überraschen und bezeigten sich auf die großmüthigste Art gegen die arme Schülerinn und ihre Altern wohlthätig.

Ja noch mehr, weil sie selbst keine Kinder hatten, so ließen sie sie zu sich in die Stadt bringen und nahmen sie als ihr eigenes Kind an. Hier erhält sie nun eine solche Erziehung, daß sie nicht nur ihre vorigen üblen Gewohnheiten ganz ableget, sondern an Geschicklichkeit, guten Sitten und nützlichen Kenntnissen von Tag zu Tag mehr zunimmt. Ja nicht selten wird sie schon jetzt die Wohlthäterinn ihrer Altern und Geschwister, indem sie ihnen von ihrem Taschengelde mittheilt, so oft und so viel sie nur kann.

Ja, liebe Kinder! bloß in der Erziehung liegt Euer Glück oder Unglück. Euch eine gute Erziehung geben, heißt: Euer größter Wohlthäter seyn. Freylich ist eine solche Wohlthat für den, der sie ausübt, mit vielen Aufopferungen verbunden und zeigt keine nahe Vergeltung; aber eben darum ist sie eine der edelsten und achtungswürdigsten, wenn sie mit reiner Gesinnung ausgeübt wird.

Zürwahr, die Tugend kostet Müß', sie ist der Sieg der Lüste;

Doch richte selbst, was wäre sie, wenn sie nicht kämpfen müßte!

G.

Unschuld siegt endlich doch.

Ein Vater hatte fünf Kinder, unter denen sich der jüngste Sohn Michael, ein Jüngling zwischen 17 und 20 Jahren durch viele gute Eigenschaften auszeichnete. Er mied böse Gesellschaften, that überall seine Schuldigkeit, dachte bey seinen Arbeiten öfters an Gott, liebte die Menschen, wie seine Brüder, that ihnen Gutes, wo er nur konnte, und bezeugte selbst denen lieblich, die ihm Übels thaten.

Anfangs hielt man ihn für einen Häuchler und verstellten Menschen, dann verlachte man ihn, als einen Sonderling; endlich aber, weil er standhaft rechtschaffen blieb, bewunderte man seine Tugend, und schätzte und liebte ihn.

Nur der ältere Bruder konnte ihm nicht gut werden. Er war so sehr vom Neide gegen ihn erfüllet, daß er ihn verfolgte, wo er nur konnte.

Der Vater, der ein Fuhrmann war, fuhr einst auf längere Zeit über Land. Er empfahl, wie gewöhnlich, bevor er abfuhr, seinen Kindern das Hauswesen wohl zu besorgen.

Raum waren etliche Tage vorüber, so benutzte der älteste Sohn die Gelegenheit, an Michael sein Mütchen zu fühlen. Er schrieb an den Vater, Michael habe seit seiner Abwesenheit so übel gewirthschaftet, daß dadurch ein großer, unerfeglicher Schade entstanden sey. Er wußte alles so wahrscheinlich zu machen und dem Vater so dringend ans Herz zu legen, daß er gegen Michael in sehr aufgebracht wurde, und vom Zorne übereilt zurückschrieb: man solle den Nichtswürdigen auf der Stelle aus dem Hause, ja aus dem Dorfe jagen, damit er ihm nimmer ins Angesicht käme.

Das war's, was der böshafte Bruder haben wollte; und mit trübseliger Freude vollzog er noch dieselbe Stunde den Willen des aufgebrachten, hintergangenen Vaters.

Michael gehorchte dem ruhigen Bewußtseyn seiner Unschuld. Auch in dieser seiner Verstoffung blieb er immer derselbe arbeitsame, redliche, wohlwollende, rechtschaffene Michael, und dachte immer: Gott wird es schon gut machen.

Indeß kam der Vater zurück. Michael's schadenfroher Bruder suchte seine Verläumdungen nun noch zu vermehren, um das Herz des Vaters dem Unschuldigen ganz abgeneigt zu machen. Allein seine List war von kurzer Dauer. Ein alter, redlicher Nachbar, der von der ganzen Sache wußte, erklärte dem Vater den wahren Hergang der Sache. Was geschah? Raum war dieser von der Unschuld seines Sohnes überzeugt, so ließ er ihn ehrenvoll zurückrufen, belobte ihn seines Gehorsams und seiner guten Aufführung wegen, und

übergab ihm, als dem jüngsten Sohne die Führung der ganzen Wirthschaft und machte ihn endlich gar zum Haushalten, was dem älteren Bruder bisher vorbehalten war. Der entlarvte Verläumder wurde verflohen, von jedermann, und was das schmerzliche ist, von sich selbst verachtet und durch die Vorwürfe seines Gewissens gequält.

So kommt die Unschuld fast immer an den Tag, und den Bösen quält die Furcht vor der Entdeckung seiner unredlichen Gefinnungen.

Seb. Beyer. (abgeändert)

Selbstüberwindung und Edelmuth.

Louise und Marie, (Mädchen von 14 bis 16 Jahren) sollten ihre Aeltern zu einer Maskerade begleiten.

„Weil ich, fing der Vater an, mit eurem
 „Vertragen durchaus zufrieden bin, und euch nun
 „einmahl versprochen habe, euch ein Vergnügen
 „zu machen: so will ich auch mein Wort halten.
 „Ihr dürfet also beyde, wenn ihr damit zufriede-
 „nen seyd, mit mir heute auf den Tanzsaal im
 „goldenen Ochsen gehen. Besorget unterdessen
 „euren Anzug; ich habe noch einige Geschäfte in
 „Ordnung zu bringen.“

Louise, die ältere Tochter, nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und nun gingen alle ihre Gedanken dahin, wie sie sich recht zierlich aufputzen sollte, um auf diesem Balle mit Anstand, doch ohne Eitelkeit, erscheinen zu können.

Aber Marie, ihre jüngere Schwester, wiewohl sie eben gern bey dieser Lustbarkeit gewesen wäre, (denn Musik und Tanz ist sonst ihre Leidenschaft)

schaft) fregte über sich selbst, und beschloß dieses Mahl zu Hause zu bleiben, wenn der Vater ihr das Geld, (es war ein Reichsthaler) das er für sie auszuweihen dächte, zum freyen, willkürlichen Gebrauche schenken wollte. Zwar fiel es dem Vater nicht wenig auf, daß Marie jetzt auf ihre Lieblingsunterhaltung Verzicht thue; allein er kannte sie als ein gutes, häusliches Mädchen, und ließ sich daher diesen ihren Antrag gern gefallen. Er gab ihr's, und forschte nun weiter nicht nach, welcher Bewegungsgrund sie zu diesem Entschlusse brachte, sondern ging, nach verrichteten Geschäften, mit seiner Gemahlinn und Louisen nach dem bestimmten Versammlungsorte hin.

Raum waren Altern und Schwester aus dem Hause, als die gutherzige Marie, nachdem sie während ihrer kurzen Abwesenheit die Sorge für das Hauswesen dem Gesinde übertrug, ungefümt zu einer armen, kranken Frau, die sie nicht weit in der Stadt wußte, hineilte, um ihr diesen Thaler — damit sie sich doch Arznei anschaffen könnte, nebst einem Theile von ihrer Speise zu bringen.

„Nehmt, gute Frau! sprach sie, nehmt diese Kleinigkeit; es soll mich herzlich freuen, wenn euch dadurch nur einiger Maßen geholfen wird.“

„Und überdieß thue ich nichts mehr, als was die Nächstenliebe erheischt — was ich in eurem Falle von andern Menschen eben erwarten würde.“

„Sie gab ihr beydes hin, und kehrte schnell, ohne erst auf einen Dank zu rechnen, mit dem frohen Bewußtseyn zurück nach Hause, eine edle Handlung im Stillen, ohne Zeugen, ausgeübt zu haben. Die alte, kranke Frau weinte vor Freuden, und wollte eben, sobald sie sich von dieser Überraschung erhohlt hatte, Marien danken,

als diese schon unsichtbar geworden war. Sie konnte ihre Wohlthäterinn nur im Herzen segnen.

Indessen wollte *M a r i e* ihr begonnenes Werk nicht unvollendet lassen. Sie hatte zu Hause keine Rast und Ruhe, sondern begab sich in dieser Absicht zu ihrem Onkel, der ein Arzt ist, und bath ihn, zu dieser Kranken hinzugehen, und ihr einige Arzneymittel zu verschreiben, welches er als ein thätiger Mann und wahrer Menschenfreund ohne Verzug that. So hatte das gute Mädchen auch bald die Freude, durch ihr Zuthun und durch die Verwendung ihres Onkels die arme, franke Frau in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt zu sehen. Vater und Mutter, als sie diese That hörten, liebten *M a r i e*n nun noch mehr, und lobten Gott dafür, daß er ihnen ein so gutes und wohlgerathenes Kind schenkte.

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen!

Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist:

Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzusehen,

Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist! G.

E. Matulif.

Lied eines Bettlers.

Könige sind meine Brüder,
 Mancher der Champagner trinkt,
 Singt doch keine bessern Lieder,
 Als der Wassertrinker singt.

Jahre machen jeden Rücken,
 Selbst den Adlichen krumm,
 Lahme Herren gehn an Krücken,
 Unbelehrt bleibt jeder dumm.

Könige und Bettler schmachten,
 Haben beyde ihre Noth,
 Seufzen in verschiednen Trachten
 Der nach Ruhm, und der nach Brot.

Menschen: Wohlfahrt ist hinieden
 Gleicher, als wohl mancher denkt,
 Fürsten seufzen oft nach Frieden;
 Keiner bleibt ganz ungekränkt.

Gram und schwarze Sorgen wohnen
 Hinter Gold und Silber gern,
 Brüten unter Königs-Kronen
 Wühlen hinter Band und Stern.

Ofters nach dem frohesten Feste,
 Wo der Wein die Lust erzwingt,
 Kommen ungebettne Gäste:
 Tod und Krankheit, angehinkt.

Bettler sind bey schmalen Rißen
 Oft voll Fröhlichkeit und Dank,
 Schlafen auf den härtesten Rißen
 Süß nach manchem saurem Gang.

Hinter des Pallastes Mauer
 Seufzt die eingepresste Brust,
 Freye Lust zertheilt die Trauer,
 Labt das Herz mit reiner Lust.

Überall sind Gottes Gaben!

Kühles reines Wasser fließt,
Jeden Erdensohn zu laben,
Dem kein Zucker Speisen süßt.

Ist mein Theil auf dieser Erde
Nur ein wenig Salz und Brot:
Drückt mich hie und da Beschwerde,
Sanfter ist dafür mein Tod.

Wie ein Körnchen Herz und Kehle
Eines Vogels freudig schwellt;
So erhebe, meine Seele!
Deinen Gott, der dich erhält.

F. Bonora.

Der mit Salz beladene Esel.

Eine Fabel.

Ein mit Salz bepäckter Esel ging an einem Flusse vorbey, strauchelte und fiel ins Wasser. Sobald er aufstand, fühlte er eine merkliche Erleichterung, den das Salz schmolz bis zur Hälfte im Wasser. Erfreut über diesen Vorfall setzte er seinen Weg ruhig fort.

Als er nachher, mit Schwämmen beladen, dem Flusse sich näherte, dachte er bey sich; „Wie, wenn du zu Fleiß wieder hinein fielest? Würde deine Bürde nicht um vieles leichter seyn?“

Gedacht, gethan. Allein dieß Mahl kam ihm seine Trägheit theuer zu stehen. Weil die Schwäm-

Straukeln st ausreutschen oder sich haspeln.
Schmelzen st zergehen.

me durch das Aufschwellen im Wasser viel schwerer geworden sind, konnte er nicht aufstehen; er mußte also der Last unterliegen, und ging so, von den Fluthen erstickt, zu Grunde.

Des war die Strafe seiner Trägheit.

E. Mattulik aus Gedik. lat. Leseb. übersetzt.

Carl und die jungen Vögel.

Carl. Lieschen! Lieschen! komm her, ich sag dir was.

Lieschen. Nu, was denn? lieber Carl!

E. O wärest du heute bey uns gewesen, da würdest du Freude gehabt haben.

L. Wo warst du denn?

E. Im Wäldchen.

L. Und was sahst du denn da?

E. Vögelchen- O so schöne, niedliche, junge Vögelchen! 5, 6 und zwey Alte.

L. Ach, junge Vögelchen?

E. Ja, wenn du die gesehen hättest.

L. Wie kamst du denn dazu?

E. Ja, da sagte unser Christian: ich sollte mit ihm ins Wäldchen gehen, er habe da ein Vogelneß gefunden, daß will er mir zeigen, und da kann ich die Jungen ausnehmen. Als ich vom Vater die Erlaubniß erhielt, ging ich mit ihm hin, und fand es gleich an einem Sträußchen angebauet und die Jungen darin.

L. Ey, da möcht' ich doch auch bey euch gewesen seyn.

E. Das glaub' ich. Sie saßen dicht an einander, und streckten die offenen Schnäbelchen in die Höhe. Wie wir hinzu gingen, öffneten sie sie

Aufschwellen st. aufgehen oder ansaufen

noch mehr, fuhren unruhig damit herum und zwitscherten.

L. Warum denn das? Wollten sie euch beißen?

E. O das nicht. Christian sagte: sie meinten, daß die alten Vögel, die ihr Vater und Mutter sind, kämen und sie füttern wollten.

L. Waren sie denn hungrig?

E. Daß weiß ich nicht. Ich meint' es auch, und wollte ihnen Semmel und Brotkrumen aus meiner Tasche hohlen; da sagte Christian aber, daß sie so etwas nicht speisen würden, weil das nicht das rechte Futter für sie wäre.

L. Hatteft du denn keine Erbsen und Weizenkörner bey dir?

E. O nein. Wer hätte denn daran gedacht. Aber auch die würden sie nicht genossen haben.

L. Was denn?

E. Nichts, als was ihnen die Alten bringen, sagte Christian.

L. Nichts?

E. Ja. Als wir so da standen und sie ansahen, kamen auch gleich die Alten mit Futter in den Schnäbeln und wollten hinsiegen, die Jungen zu füttern. Als sie uns aber sahen, blieben sie zurück.

L. Da werden sie sich wohl vor euch gefürchtet haben?

E. Ja das haben sie. Wir gingen aber auch gleich weg und unter ein Gesträuch, wo sie uns nicht sehen konnten. Wie geschwind sie igt hinsflogen, und den Jungen das Futter in die Schnäbelchen gaben! Ich war recht froh darüber, daß sie gesättiget wurden.

L. Das glaub' ich. Ginet ihr dann fort?

Gefürchtet haben st. gesorchten haben.

E. Nein, wir gingen wieder hin —

L. Wie die Alten weg waren?

E. Meinst du, daß sie wieder weg geflogen sind und Futter gehohlt haben?

L. Ja.

E. Das nicht. Sie flogen immer von einem Geflügel auf das andere bey den Jungen herum, und zwitscherten ganz ängstlich.

L. Warum denn?

E. Christian sagte, sie meinten, wir möchten den Jungen ein Leid zufügen, und beschwören wären sie so bekümmert.

L. Das habt ihr aber doch wohl nicht gethan?

E. Ich nicht; ja Christian auch nicht. Er fragte mich, was ich wohl mit den Vögeln machen, ob ich sie nicht ausnehmen, nach Haus tragen, und mir von der Mutter braten lassen wollte.

L. Das hat er gesagt?

E. Ja, und ich wurde ihm auch recht böse. Aber es war nicht sein Ernst. Er hat mir hernach gesagt, er wollte mich nur auf die Probe stellen, ob ich auch mitleidig gegen die armen Thiere wäre.

L. Nu, da bin ich ihm auch wieder gut. Er ist ja sonst so ein guter Mensch.

E. Er nahm ein Vögeln heraus und gab es mir in die Hand. O Lieschen, da solltest du gesehen haben, wie das so ein niedliches Köpfchen und so schöne kleine Augeln hatte! und wie es halb zutraulich, halb ängstlich hin und her sah! O ich kann dir nicht alles sagen. Und wie es so geschwind athmete! Es muß sich recht viel gefürchtet haben, daß ich ihm ein Leid zufügen möchte.

L. Hast du ihm aber denn nicht geschmeichelt und gesagt, daß du ihm nichts zu Leide thun wollest?

E. Ja wohl hab' ich es; aber Christian sagte: es verstehe das nicht.

L. Nicht? Doch ich weiß es schon, warum. Weil es keinen Verstand hat.

E. Ich hatte eine rechte Freude an dem Thierchen; aber es hat mir noch viel mehr erbarmet. Die Alten flohen immer um mich herum, und thaten so ängstlich, als wenn sie um ihr Kind jammernten.

L. (betäubt) O hättest du es ja nicht weggenommen!

E. Das hab' ich ja so nicht gethan. Liebes Schwesterchen! ich dachte gleich daran, wie ich und du uns voriges Jahr im Kornfelde verirrt, und Vater und Mutter uns suchten und noch Leute ausschickten, die uns suchen mußten; und wie der Vater betrübt war und die Mutter weinte, als sie uns nicht bald gefunden und dann gemeint haben, böse Menschen hätten uns weggeführt, und wollten uns ein Leid zufügen.

L. Ja, lieber Carl! ich weiß es noch gut, wie wir da zusammen weinten und immer um Vater und Mutter rufen; und wie sie sich freueten, als sie uns wieder gefunden hatten!

E. (gerührt) O Gott, die guten Altern! Ich weiß noch alles, als wenn es heut geschehen wäre. — Darum dachte ich auch sogleich daran, als ich die alten Vögel sich um Ihre Jungen so betrüben sah. Wie würden sie schreyen und jammern, dacht' ich, wenn ich ihnen ihre Kleinen raubte! Denn sie lieben sie gewiß auch so, wie Vater und Mutter uns lieben, wenn wir gute Kinder sind.

L. O gewiß, bester Carl! Ich bin recht froh, daß du sie leben liebest.

C. Auch Christia nen freute es , daß ich die kleinen Geschöpfe so lieb hatte. Er sagte zwar nichts , aber er weinte selbst und küßte mich herzlich.

L. Sie mögen ihm wohl auch erbarmet haben. Das dacht' ich auch. Und nun that ich mein kleines Vögelchen , das ich in der Hand hatte , wieder zu den andern ins Nest. Aber höre nun , Lieschen ! kaum ich das hinthat , blieb es nicht mehr , sondern hüpfte weg und auf einen andern Ast , und die andern alle , alle ihm nach. Ist flogen die Alten freundlich und freudig um sie herum , und waren froh , daß sie das Verlorne wieder zu sich gekriegt haben.

L. Konnten denn die Jungen schon fliegen ?

C. Recht nicht ; aber so Zweig für Zweig. Das ordentliche Fliegen lernen sie erst nach und nach , sagte Christian.

L. Aber nun bin ich recht froh , daß sie weg geflogen sind.

C. Warum ?

L. Ja , ich dachte mir immer , wenn auch Christian und du sie nicht ausnahmst , so möchte doch sonst ein böser Mensch sie etwa finden und ausnehmen und gar erwürgen.

C. Das dacht' ich auch , Lieschen ! und freuete mich recht sehr , daß sie weg waren , und daß sie nun niemand mehr wird haschen können. O wenn du sie nur gesehen hättest ! Wie sie herum hüpfen , und wie die Alten immer so geschäftig bey ihnen waren , bald zu , bald weg flogen , und vorsehen , als wenn sie sie fliegen und singen lehren wollten.

L. Das möchte ich freylich wohl gesehen haben. Aber wie es doch so unartige Kinder und Erwachsene geben kann , die solche kleine Vögelchen ,

die niemanden was zu Leide thun, wegfangen und einsperren oder gar erwürgen können!

E. Ja, das sind aber auch recht böse Menschen, sagte Christian. Gelt, Lieschen! wir wollen keine solchen Menschen seyn?

L. Ach nein! Ich will gewiß nie so ein armes Vögeltchen wegfangen, und auch sonst kein Thier quälen.

E. Ich auch nicht, und will auch alle Kinder davon abmahnen. Doch komm, wir wollen das auch dem Vater und der Mutter sagen; die sollen sich recht darüber freuen.

L. Ja gewiß; denn sie sagten einmahl! Wer gegen Thiere grausam ist, der ist es bald auch gegen Menschen. Aber wer dem Thiere Leiden zu ersparen sucht, von dem ist zu erwarten, daß er auch ein Freund der Menschen seyn werde.

L. Reif.

Magarethe und der Canarienvogel.

Margarethe, die ziemlich erwachsene Tochter eines Obsthändlers in Mühlberg, hatte einen Canarienvogel, der bey ihr in der Stube in einem Bauer wohnte. Er machte ihr nicht nur durch seinen Gesang viel Vergnügen, sondern war auch so firre, daß er, so bald sie den Bauer öffnete, heraus kam, und aus ihrer Hand fraß. Diesen Vogel hatte Margarethe so lieb, daß sie zuweilen sagte: Sie wollte lieber einen Finger als ihren Canarienvogel einbüßen. War das wohl vernünftig?

An einem Wintermorgen war sie ganz allein in der Stube, hatte ihren Vogel aus dem Bauer gelassen, und fütterte ihn aus der Hand, ohne

zu wissen, daß sie ihn einer grossen Gefahr aussetzte. Auf einmahl kommt eine Kaze unter den Ofen hervor und bezeigt grosse Begierde den Vogel zu fressen, welcher Margarethen aus der Hand flog, so bald er seine Feindinn erblickte. Sie wollte ihn wieder einhaschen; aber die Kaze jagte ihn so hastig in der Stube herum, daß sie seiner nicht habhaft werden konnte. Sie machte die Thüre auf, um die Kaze hinaus zu jagen; aber sie mußte befürchten, daß der Vogel zugleich mit hinaus flöge.

Während, daß sie in dieser ängstlichen Beschäftigung war, wollte ein altes Weib, mit einem schweren Korbe auf dem Rücken in das Haus treten, glitschte aber auf der Schwelle aus, und fiel zur Thür hinein. Sie rief um Hülfe, weil sie unter der Last ihres Korbes lag, und nicht vermögend war, wieder aufzustehen. Niemand war da, der ihr helfen könnte als Margarethe; was sollte diese nun thun? Sollte sie zur gefallenen Frau gehen, und ihren schönen Vogel unterdessen von der Kaze fressen lassen? oder sollte sie die Frau so lange liegen lassen, bis sie den Canarienvogel in Sicherheit gebracht hätte? — Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr damahls an Margarethens Stelle gewesen wäret?

Thieme.

* Eine Geißergeschichte.

Ein Wanderer verirrete sich Abends in einem grossen Walde. Drey Stunden ging er schon herum

Ausglitschen st. ausheilen.

Saheis N. Kinderbibl. v. B.

3

ohne den rechten Weg wieder zu finden. Es war schon eitel Nacht. Nur der blasse Mond und abwechselnde Blitze beleuchteten die dunkeln Pfade. Vom Schweiß trüffelnd und matt wollte er sich schon niederlegen, und unter freyem Himmel diese Nacht zubringen, als wieder ein heller Blitz den weiten Wald zu entzünden schien. — Da erblickte er in der Ferne ein großes Gebäude auf einem Hügel. Froh und mit verdoppelten Schritt eilte er demselben zu, und nach einer halben Stunde hatte er es erreicht. Es war aber nur ein großes verfallenes Bergschloß.

Außer dem Thore fand er eine Höhle. Diese wählte er sich zum Nachtlager und legte sich nieder.

Indessen trieben am Himmel schwarze Wolken heran, und fürchterlich heulte der Sturm. Blitz folgte auf Blitz; der Donner hallte mit gräulichem Echo von dem Felsen zurück, die Eulen heulten ihr klägliches Uhu.

Das machte den Wanderer furchtsam. Er sah aus einem Loche, das seiner Höhle gegenüber war, Feuer heraussprühen, er hörte klingen und pochen unter der Erde. Es wurde ihm immer mehr bange, er zitterte schon an allen Gliedern.

Auf einmahl, als er eben ängstlich den Hofraum hinter der verwüsteten Mauer besehen wollte, blickte es wieder, und er sah eine lange weiße Menschengestalt mit einem großen schwarzen Thiere vorüber eilen. Hu! ein Gespenst! dachte er, und bebte an allen Gliedern; der kalte Schweiß lief ihm über das Gesicht. Er wollte schreyen, er konnte aber keinen Laut hervordringen; er wollte davon laufen; er konnte aber nicht aufstehen; er wollte bethen; aber seine Vernunft versagte ihm den Dienst.

Bald und öfters hernach ward der Hofplatz wieder vom Blitze erleuchtet, aber der Wanderer sah nichts mehr, das Feuer unter der Erde hatte aufgehört; das Gewitter entfernte sich, und die Natur schien sich zu beruhigen. Doch konnte er die ganze Nacht nicht schlafen; immer war ihm die fürchterliche Gestalt, die er gesehen hatte, vor Augen. Ungeduldig erwartete er die Morgendämmerung, stand sogleich auf, lief quer durch den Wald ins Freye, und erreichte ein Dorf.

Hier erzählte er die schreckliche Erscheinung, die er in der Nacht gehabt hatte. Er betheuerte, Unholden hätten ihn Abends im Walde verführt, und unter einem fürchterlichen Donnerwetter zum Schlosse hingehert, das da im nächsten Walde liegt. „Gewiß ist es,“ setzte er hinzu, „und im verwünschten Gemäuer spucket ein „leidiges Gespenst; ich selbst habe es mit einem „ungeheuren schwarzen Thiere auf dem Schlosse „plaze sich herumtummeln gesehn.“

Jung und Alt lief zusammen die Wundergeschichte aus seinem Munde selbst zu hören; und bald wurde sie in der ganzen Gegend bekannt. Gleich waren abergläubige alte Mütterchen da, die eine von ihren Urgroßanherren überlieferte Sage erzählten, daß in diesem Schlosse ein reicher ungerechter Ritter gewohnet habe, der einst todt im Bette gefunden wurde, und der gewiß bey seinen Schätzen auf Erlösung warte. Einige Tage darauf erzählte auch der Jäger und ein Bauer, daß sie das nämliche Gespenst nahe bey dem Schlosse gesehen hätten; und fast niemand zweifelte mehr daran.

Nur ein Major, der im Dorfe ein Landhaus bewohnte, konnte an der Sache nichts Wahres finden, und wollte nichts davon glauben.

Er suchte die Leute zu belehren, daß es gar nicht wahr seyn könne, aber umsonst. Er nahm sich daher vor, sie selbst zu untersuchen. Seine zwey tapfern Bedienten und vier handfeste Bauern sollten seine Begleiter seyn. Mit diesen ging er Nachts in den Wald zum Schlosse, und sie verbargen sich in größter Stille in der Höhle, wo der Wanderer geschlafen hatte. Es ging die zehnte, die eilfte Stunde vorüber; man hörte noch nichts. Jetzt rückte die zwölfte Stunde heran. Das unterirdische Feuer leuchtete wieder hervor, unter der Erde war ein Getämmel, und die hagre, weiße Gestalt schwebte abermahl in der Entfernung vorüber. Mit Muth im Herzen, und entblößtem Schwerte, rief der Major, so lasset mich! Er selbst ging voran auf das Feuer los.

Hier kam er durch einen engen Gang unter die Erde, und ein großer, schwarzer Hund fuhr ihm wie wüthend entgegen. Er spaltete ihm aber gleich mit dem Säbel den Kopf. — Noch eine Stiege hinab, und da waren sie schon im Keller, wo vier Kerln in Leinentitteln um das Feuer saßen und kochten. Diese griffen um ihre Mordgewehre zur Vertheidigung; aber der Major schoß einem mit der Pistole den Schenkel durch.

Dieses, und der Anblick der bewaffneten Leute, die sie noch für zahlreicher hielten, machte sie so muthlos, daß sie die Gewehre weglégten, und sich binden und wegführen ließen.

Und was war also dieses fürchterliche Gespenst mit dem großen schwarzen Thiere, das der Wanderer gesehen hatte? Einer von diesen vier Kerln, der dort mit dem Hunde um Holz auf den Hofplatz ging. —

Sie sagten dann aus, daß sie schon lange an dieser Gegend an der Straffe geraubt, hier

immer ihren Raub getheilet, und sich gekocht hätten. —

So befreiete denn dieser muthvolle Major die ganze Gegend von einem thörichtem Aberglauben, und von einer gefährlichen Räuberbande.

L. Chimani.

Macht der Gewohnheit.

Es kam Fürst Elephant dem Fuchs' einst zu Gesicht,
Fürst Elephant, den nie Keinecke noch gesehen.
Hilf Himmel! welch ein Schreck, der Arme kann kaum stehen,
Will fliehn, starr ist sein Blut; auch fliehen kann er nicht. —
Nach einer kurzen Zeit, sah Meister Fuchs ihn wieder;

Zwar zittert' er,
Um größt' und kleinsten seiner Glieder,
Doch wie zuerst, so nimmer mehr,
Vielmehr ging er ihm ziemlich nah'
Ihn recht zu sehn. So kam's demnach,
Daß er, nachdem er einigmahl ihn sah,
Dhn' alle Furcht mit ihm dann sprach.

J. Ph. Neumann.

* Die Vögel, die vierfüßigen Thiere und die Fledermaus.

Eine Fabel.

Die Vögel führten mit den vierfüßigen Thieren Krieg, und bald siegte diese, bald jene Parthey

Allein die Fledermaus, die einen zweifelhaften Ausgang befürchtete, wandte sich immer auf die Seite derjenigen, welche sie als Sieger wahrnahm. Unter den Vögeln gab sie sich für einen Vogel, bey den vierfüßigen Thieren für eine Maus aus.

Endlich wurde der Friede unter den Kriegführenden hergestellt, und der Betrug der Fledermaus entdeckt. Beschämt und von allen verachtet mußte sie nachher zur Strafe das Tageslicht fliehen, und fliegt nun, von Finsternissen umhüllt, allein bey der Nacht herum.

Der Achselträger, der mit zwey Parthenen hält, bringt, beyden undankbar, sein Leben schändlich zu.

C. Mattulik, a. Ged. l. L. übers.

Das Vermächtniß.

Anstatt, daß andere Kinder darauf denken, wie sie sich selbst eine Freude machen wollen, dachte Ernestine immer darauf, wie sie andern eine Freude machen wollte. Wenn sie etwas Gutes hatte; so genoß sie es nicht selbst; sondern schenkte es weg. Wenn ich sehe, pflegte sie zu sagen, daß mein kleines Geschenk andern angenehm ist, das macht mir vielmehr Vergnügen, als wenn ich es selbst genieße. — Nun ist's freylich wahr, daß die Kinder eigentlich nicht viel wegzuschicken haben, denn sie leben selbst noch von den Geschenken ihrer Atern; aber Geschenke sind auch nicht das einzige, womit man andern Menschen Vergnügen machen kann. Ihre Atern erfreute Ernestine durch ihr Wohlverhalten, ihre Geschwister aber und andere Leute durch ihr Besre-

ben, ihnen zufällige Dienste zu leisten; kurz, sie that, was sie konnte, und zeigte doch dadurch, daß sie den ernstlichen guten Willen hatte, ihren Nebenmenschen Freude zu machen.

Wenn ein Armer in dem Städtchen, da ihr Vater wohnte, krank war; so bath sie ihre Mutter um ein Glas Wein, oder sonst etwas, das sie dem Kranken zur Erquickung hintragen konnte. Immer hatte sie ihre Entwürfe im Kopfe, wie sie ihren Atern, oder ihrem Geschwister ein kleines Fest zubereiten wollte. Damit verursachte sie ihren Atern zuweilen einen Aufwand von etlichen Groschen, aber diese klagten nie darüber. Und damit Ernestine nicht so weit gehen möchte, so gaben sie ihr von Zeit zu Zeit einiges Geld, welches sie nach Gefallen zur Ausübung ihrer Wohlthätigkeit anwenden konnte.

Nun wohnte in diesem Städtchen ein armer Tagelöhner, Namens Jost, der bey ihren Atern oft arbeitete. Dieser Mann hatte eine Schuld von fünfzig Thalern, welche er bezahlen sollte, aber nicht konnte. Wenn in solchen Fällen der Gläubiger nicht länger Geduld haben will, so nimmt die Obrigkeit dem Schuldner, was er hat, verkauft es, und befriedigt den Gläubiger. Unser Jost hatte ein kleines Haus, aber nicht viel darin. Weil er nun nicht anders Rath zu schaffen wußte; so sollte ihm dieses Haus genommen und verkauft werden. Darüber klagte der arme Mann sehr. Er hatte eine Frau und etliche Kinder, und bey seiner dürftigen Lebensart tröstete er sich oft damit, daß er doch seinen eigenen Herd habe, den sollte er nun verlassen. Wenn er seinen Jammer deshalb ausließ, so hatte Ernestine schon manche Thräne

darüber geweint, daß sie ihm nicht helfen konnte. Indessen, was geschah?

Ehe noch Jost's Haus verkauft ward, bekam Ernestine die unvermuthete Nachricht, daß ein weitläufiger Verwandter ihrer Aeltern gestorben war, und ihr 300 Thaler vermacht hatte; wohl zu merken, nicht den Aeltern, sondern Ernestinen selbst, weil er dieses Kind besonders geliebt hatte. — Ihr hättet sehen sollen, wie das gute Mädchen roth im Gesichte war, da sie das hörte und — Ach, nun kann ich dem armen Jost helfen! das war der erste Ausbruch ihrer Freude. Ihre Aeltern hatten freylich einige Einwendung dagegen zu machen, weil sie voraus sahen, daß Jost nie im Stande seyn würde, dieses Geld anders, als mit Verlust seines Hauses, wieder zu bezahlen. Aber Ernestine erklärte, daß sie lieber von dem Ganzen übrigen Vermächtnisse nichts haben möchte, wenn ihr nur erlaubt würde, die fünfzig Thaler wegzuschenken. Ja, sie ruhete nicht eher, bis die Aeltern zugaben, daß sie den armen Jost rufte, dem ihr Vater auf der Stelle die Versicherung geben mußte, daß er für ihn bezahlen wolle, sobald das Vermächtniß ankommen würde. Freudiger war Ernestine in ihrem Leben nicht gewesen, als an diesem Tage. Das übrige Geld ward ausgeliehen, und Ernestinen's Aeltern waren so gütig, daß sie die Zinsen davon, welche jährlich 10 Thaler bezugten, ihrer Tochter überließen, um sie zur Erfreuung anderer Menschen gutmüthig anzuwenden.

Ob man das wohl nachahmen kann? Ich meine nicht 50 Thaler weg-schenken; denn dergleichen Vermächtnisse kommen nicht oft: sondern andere Men-

sehen zu erfreuen suchen, so gut als es
jedee Wahl in unserm Vermögen steht?
Thieme.

Das Böckchen und der Wolf.

Eine Fabel.

Eine Ziege, welche um ihre Jungen besorgt war, ermahnte, ehe sie auf die Weide ausging, das unvorsichtige Böckchen, es sollte in ihrer Abwesenheit niemanden die Thür aufmachen, weil es wüßte, daß viele wilde Thiere bey den Viehställen herum schleichen.

Raum war sie weg, so kam der Wolf an. Sogleich befiehlt er, indem er die Stimme der Mutter (Ziege) nachahmte, ihm die Thür aufzuschließen.

Als das Böckchen dieses hörte, guckte es geschwind durch eine Ritze der Thür hinaus, um zu sehen, wer doch draussen wäre, und erblickte den Wolf.

„Ich höre zwar, sprach es zu ihm, meiner Mutter Stimme; aber du Schelm! sollst mich nicht betriegen. Mit diesem verstellten Tone dürstest du nach meinem Blute, und suchest dich mit meinem Fleische zu sättigen. Leb wohl.“

Es ist ein großer Nutzen für die Kinder, den Ältern gehorsam zu seyn.

E. Mattultka. Ged. l. 2. übers.

* Der Neid.

Nelde nicht, o junges Mädchen,
 Deiner Schwester Lieblichkeit!
 Ahme nicht im Feuerzorne
 Nach, was die Natur verbeut.

Eine Blume noch im Werden,
 Sah die Lilie vor sich stehen,
 Und vergessend ihrer selber,
 (Denn auch sie war hold und schön)

Neidet, zürnt sie, brennet ängstig,
 Lilie zu werden: weh!
 Was geschieht, die arme Blume,
 Wird zur Feuerlilie. —

Herder.

* Merkwürdige Züge aus dem Leben des
Epaminondas.

Epaminondas lebte zu Theben. Er war
 Held und Staatsmann in gleich hohem Grade.
 Sein Name ist unsterblich.

Wie sehr er auch seinen Geist mit Kennt-
 nissen jeder Art bereichert hatte, so mochte er
 doch lieber reden hören, als selbst reden. Seine
 Bemerkungen waren immer treffend und tief drin-
 gend. Bey wichtigen Gelegenheiten, wenn es
 darauf ankam, sich zu vertheidigen, waren seine
 Antworten schnell, nachdrücklich und könnigt. Das
 Gespräch hatte ungemein viel Reiz für ihn, wenn
 es Gegenstände der Staatskunst und der Weltweis-
 heit betraf.

Sein Haus war nicht bloß die Freystätte, sondern das wahre Heiligthum der Armuth. Sie herrschte daselbst, zusammt der reinen Freude der Unschuld, und dem innern vom Glücke unzerstörbaren Frieden, mitten unter den andern Tugenden, welche von ihr neue Stärke, und von welchen sie wiederum Glanz erhielt. Sie herrschte daselbst in einem so hohen Grade der Entäußerung, daß man es kaum glauben wird. Als Epaminondas den Kriegszug in den Pelopones vorhatte, mußte er sein Feldgeräth in Stand setzen. Er borgte dazu 50 Drachmen *) ungefähr um dieselbe Zeit, als er voll Unwillen 50 Goldstücke abwies, die ein Thessalischer Prinz ihm anzubietthen gewagt hatte. Einige Thebaner versuchten vergebens ihn zur Theilnahme an ihren Glücksgütern zu bewegen; er aber gewährte ihnen die ehrenvollere Theilnahme an der Unterstützung der Leidenden.

Einst waren mehrere seiner Freunde bey ihm, die er hartz rufen lassen. Er sagte ihnen: Sphodrias hat eine Tochter, die heirathen sollte. Er ist zu arm, ihr eine Aussteuer ertheilen zu können. Ich habe jeden von euch, nach seinem Vermögen, mit einer Summe dazu ange setzt. Ich bin genöthigt, einige Tage zu Hause zu bleiben; sobald ich wieder ausgehe, werde ich euch diesen braven Mitbürger vorkellen. Es ist billig, daß er diese Wohlthat von euch erhalte, und daß er seine Wohlthäter kenne. Alle genehmigten diese Verfügung, und verließen ihn mit herzlichem Dank für sein Zutrauen. Einer, den dieser Entschluß, so lange zu Hause zu bleiben, beunruhigte, fragte ihn um die Ursache, und erhielt die schlichte

*) Ungefähr 40 Liver oder 60 Gulden.

Antwort: Ich muß meinen Mantel aufweissen lassen. Denn in der That, er hatte nur einen.

Gleich darauf trat Micythus herein, ein Jüngling, den er ungemein liebte. Diomedon von Eyzikum ist angekommen, sagte Micythus; er hat sich an mich gewandt, um bey dir eingeführt zu werden. Er hat Aufträge vom Perserkönig an dich, und soll dir auch eine beträchtliche Summe einhändigen. Auch mich hat er sogar gezwungen, fünf Talente *) anzunehmen. — Laß ihn herein kommen, antwortete Epaminondas. — „Höre Diomedon! sprach er nun zu diesem, sind des Königes Artaxeres Absichten dem Vortheile meines Vaterlandes gemäß, so bedarf es seiner Geschenke nicht. Sind sie dieß aber nicht, so kann alles Gold seines Reiches mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast von meinem Herzen nach dem deinigen geurtheilt, das verzeihe ich dir; aber verlasse sogleich diese Stadt, damit du nicht die Einwohner verführest. Und du Micythus, wenn du nicht den Augenblick das empfangene Geld wieder gibst, so werde ich dich der Obrigkeit überliefern.“

Als er das Heer befehligte, erfuhr er, daß sein Waffenträger einem Gefangenen um Geld die Freyheit gegeben hatte. Gib mir meinen Schild zurück, sagte er zu ihm; seit Geld deine Hände beflecket hat, kannst du nicht mehr in Gefahren mein Begleiter seyn.

Als ein eifriger Schüler des Pythagoras ahmte er auch streng seine Mäßigkeit nach. Er hatte sich den Gebrauch des Weins untersagt, und

*) Eine Summe von beyläufig 5000 Gulden.

nahm oft zu seiner ganzen Nahrung nichts, als ein wenig Honig zu sich. Die Musik, worin er die geschicktesten Meister zu Lehrern gehabt hatte, diente ihm bisweilen in seiner Muße zu angenehmer Beschäftigung. Es blies die Flöte meisterhaft; und in Gastmahlen, woben er eingeladen war, sang er, wenn ihn die Reihe traf, und begleitete seine Stimme mit der Leyer.

Öffentliche Ämter suchte er nie, und wies sie nie ab. Mehr als einmahl diente er wie gemeiner Soldat, und das unter Generalen ohne alle Erfahrung, die bloß durch das Spiel der Künste ihm vorgezogen waren. Mehr als einmahl siehnten ihm die Truppen, wenn sie in ihrem Lager eingeschlossen, und in die unangenehmste Verlegenheit gerathen waren, um Hülfe an. Alsdann übernahm er die Leitung der Unternehmungen, schlug den Feind zurück, führte das Heer ruhig nach Haus, und vergaß die Ungerechtigkeit seines Vaterlandes, so wie seinen dem Vaterlande geleisteten Dienst.

Als er im Begriff war, mit seinem Krlegsheere in den Pelopones einzurücken, lagerte sich das feindliche Heer dem seinen gegenüber. Indem Epaminondas die Stellung des Feindes untersucht, verbreitet ein Donnerschlag Schrecken unter seine Soldaten, weil dieß nach ihrer Art zu denken eine üble Vorbedeutung war. Der Wahrsager befiehlt, halt zu machen. Voll Entsetzen fragt man den General, was ein solches Zeichen bedeute. Daß der Feind ein schlechtes Lager genommen hat! ruft Epaminondas voll Zuversicht aus. Der Muth der Truppen wird wiederum befeuert; und den Tag darauf bringen sie stürmend durch den Paß.

Der Vater des Epaminondas hieß Polymnis. Diesen ehrwürdigen Greis freute es weit minder, Huldigungen wegen seinen eigenen Tugenden zu genießen, als die Ehrenbezeugungen gegen seinen Sohn zu sehen. Mehr als einmahl erzählte er, welche rührende Zärtlichkeit Epaminondas mitten unter dem lauten Jubel des Heeres nach der Schlacht bey Leuctra äußerte! „Das Schmeichelhafteste für mich, sagte er, ist, daß meine Altern noch leben, und sich meines Ruhmes freuen werden!“

In der Schlacht bey Mantinea stürzte einer seiner Flügel auf die Lacedämonier, die aber sehr vortheilhaft geordnet standen. Nie würden sie vorgeedrungen seyn, wenn nicht Epaminondas selbst hinzugeeilt wäre, um durch sein Byspiel und durch ein Corps auserlesener Mannschaft, welches ihm folgte, die Truppen zu unterstützen. Seine Annäherung schreckt die Feinde, sie wanken, und ergreifen die Flucht. Er verfolgt sie mit einem Muth, bey welchem er sich nicht mehr selbst zu beherrschen vermag, und sieht sich von einem Trupp Spartaner eingeschlossen, die einen Pfeilhagel auf ihn regnen lassen. Nachdem er lange Zeit hindurch den drohenden Tod von sich entfernt, und eine Menge Feinde mit eigener Hand zu Boden gestreckt hat, stürzt er von einem Wurfspeer, dessen eiserne Spitze ihm in der Brust stecken blieb, zu Boden. Die Ehre, seinen Körper zu haben, veranlaßte ein eben so lebhaftes und blutiges Gefecht, als das erste gewesen war. Seine Streitgefährten verdoppelten ihre Kräfte, und hatten den traurigen Trost, ihn in sein Zeit zu tragen. Die Verwundung des Epaminondas machte dem Gemehel ein Ende. Die

Truppen schienen beyderseits betäubt zu seyn und ließen zum Rückzug blasen.

Epaminondas lebte noch. Seine Freunde, seine Offiziere, seine Soldaten, alles zerfloß in Thränen um sein Bett herum. Das Lager ertönte von dem Geschrey des Schmerzens und der Verzweiflung. Die Arzte hatten erklärt, er würde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehen würde. Er fürchtete, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben seyn. Man zeigte ihm denselben, und er küßte ihn, als das Werkzeug seines Ruhmes und seiner Gefahren. Nun schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man sagte ihm: Die Thebaner hätten gesiegt. Gut! antwortete er; nun habe ich genug gelebt. Darauf verlangte er, daß Daphantus und Tolidas vor ihn kommen sollten, zwey Generale, die er würdig hielt, seine Stelle zu ersetzen. Man sagte ihm, sie wären beyde todt. Dann, war seine Antwort, rathet den Thebanern Frieden zu machen.

Nun ließ er sich das Eisen herausziehen, und als einer seiner Freunde in der Trostlosigkeit des Schmerzens ausrief: „Du stirbst Epaminondas!“ so das du wenigstens Kinder zurück ließest!“ erwiederte er mit dem letzten Athemzuge seines Lebens: ich hinterlasse zwey unsterbliche Töchter: Die Siege bey Leuctra und bey Mantinea!

Aus des jüngern Anacharsis
Reise durch Griechenland.

Die Schlange.

(Vater an seinem Sohn.)

Sohn! einst hab ich eine Schlange
 Ungefähr am Weg ersehn.
 Hu! wie ward mir angst und bange!
 Darum säumt ich auch nicht lange,
 Suchte eilends zu entgehn.

Freund! so fing sie an zu sprechen,
 Freund! wohin? du fliehst doch nicht?
 Bleib, o bleib, will dich nicht stechen.
 Heilig halt' ich mein Versprechen,
 Und sollt' ich es schändlich brechen,
 O! dann solls der Himmel rächen;
 Traue mir mit Zuversicht.

Doch auf einen Feind zu bauen,
 Zumahl, wenn er liebreich spricht?
 Nein, dacht' ich, hier kein Vertrauen!
 Flucht nur rettet; säume nicht.
 Flieh, und rette schnell dein Leben. —

Und ich that
 Nach dem Rath,
 Den, besorget für mein Leben,
 Mir mein Schutzgeist eingegeben,
 So sehr auch die Schlange mich zu
 bleiben hath.

J. Ph. Neumann.

* Der großmüthige Wohlthäter.

Herr Sch. in Wien, der durch seinen uner-
 müdeten Fleiß, und dadurch, daß er den Lohn

seiner Arbeiten immer zu Rathe hielt, ein wohlhabender Mann geworden ist, fand das größte Vergnügen darin, mit dem Vermögen, welches er nach Abzug seiner eigenen Bedürfnisse noch übrig behielt, seinen dürftigen Mitbrüdern aufzuhelfen, und sie aus ihrem Elende zu ziehen.

Ihm schien jeder Tag verloren, an dessen Ende er sich nicht einer, im Stillen und Verborgenen ausgeübten guten Handlung, bewußt war.

Folgende Geschichte wird uns mit dem Edele etwas bekannter machen:

„ Er ging öfters nach treu verrichteten Tagesgeschäften an öffentliche Erholungsörter, um seinen Geist entweder durch die Betrachtung der Natur, oder in Gesellschaft guter Menschen aufzuheitern; denn er dachte: Nach gethauer Arbeit ist gut ruhen. Auf einem dieser Spaziergänge traf er einen dürftig gekleideten Mann, auf dessen Stirn die Redlichkeit und Tugend, in dessen Auge die tiefste Schwermuth zu lesen war. Ich ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Unbekannte entwarf seine Geschichte mit kurzen Worten: Ich bin, sagte er, von armen Eltern geboren, fand aber noch in meiner Jugend einen redlichen Menschenfreund, der sich meiner annahm, und mir eine vernünftige Erziehung gab. Er starb mir aber, da ich eben die Bahn der höheren Wissenschaften betreten hatte, und ich blieb ohne Unterstützung. Dieß zwang mich die liebe Jugend in der Zeichen- und Meßkunst zu unterrichten. Ich setzte diesen Unterricht einiae Jahre fort, und fand dadurch den nothdürftigsten Unterhalt. Endlich brach mit den Türken Krieg aus, und ich entschloß mich auch dem Vaterlande unter der Fahne, als ein treuer Staatsbürger, zu dienen, ging zum Artillerie-Corps, und wurde bey Belgrad sehr

Gaßers N. Kinderbibl. v. B. R

schwer verwundet. Durch diese Verwundung wurde ich zu den ferneren Militär-Diensten unbrauchbar, und erhielt meinen Abschied. Ich reisete zurück nach Wien, und suchte in einer Kanzley angestellt zu werden. Man fand meine Bitte billig, und versprach mir eine Bedienung. Allein zwey Jahre sind nun verflossen, und noch bin ich ohne Amt und Brod, und sinke dadurch in immer größere Dürftigkeit. "

" Könnte ich in einer bessern Kleidung erscheinen, und hätte ich Geld, um mir (hier nahm er sein Schnupftuch vor das Gesicht und sprach leise: zur Schande der Menschheit muß ich es sagen) das Wohlwollen einiger habfüchtiger Menschen zu erkaufen: so hätte ich wahrscheinlichere Hoffnung, in kurzer Zeit dem Kummer zu entgehen. "

Herr S. betrachtete während dieser Erzählung den Unbekannten genau, las in seiner Miene die Wahrheit der Geschichte, an ihm den wahren Dürftigen, der es zu seyn so wenig verdiente, that, als drückte er ihm die Hand, ließ in derselben eine Banknote von 100 fl. zurück, und entfernte sich so schnell, daß er den Unbekannten schon ganz aus dem Gesichte war, ehe dieser sich, von seinem Erkennen erhohlen und ihm danken konnte. Aber was mehr Werth als dieß Geschenk hatte, war das beseligende Bewußtseyn: wieder einen Unglücklichen glücklich gemacht zu haben. Denn große, vortreffliche Handlungen der Menschenliebe, sind der schönste Schmuck eines Lebens! Sie vollbringen ist Seligkeit; aber sie im Stillen, und ohne auf Dank zu warten, vollbringen, das gibt der Handlung die höchste Würde der Tugend! — Scheine mit deinen Werken nicht vor

den Leuten, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten. Matth. 6. v. 18.

Wer einen Gerechten aufnimmt, und einem von diesen Geringssten nur einen Becher kalten Wassers reichen wird, der wird gewiß nicht unbelohnt bleiben. Matth. 10. v. 41. — 43.

J. Beichel.

Eine Wirkung öffentlicher Belohnungen.

Wenzel ging auf eine Schule, wo gewöhnlich alle Jahre zwey Mal öffentliche Prüfung in Gegenwart der Ältern und Obrigkeit gehalten ward. Nun war Wenzel wirklich ein ordentlicher Schüler; er versäumte keine Lehrstunden, war aufmerksam und leistete alles genau, was der Lehrer aufgab. Er ward daher oft von seinem Lehrer gelobt. Bey der nächsten Prüfung sagte Wenzel nicht nur eine Menge Sprüche und andere Sachen, die er auswendig gelernt hatte, ohne Anstoß her; sondern er beantwortete auch die Fragen, die ihm vorgelegt wurden, gerade mit den Worten, die der Lehrer verlangte. Darüber wunderten sich alle Anwesenden bis zum Erstaunen und der Lehrer versicherte, daß er noch niemahls einen so hoffnungsvollen Knaben in seiner Schule gehabt habe. Darauf bekam Wenzel mit großem Gepränge eine Belohnung von der Obrigkeit, mich dünkt, es war eine silberne Schaumünze.

Ihr könnt selbst urtheilen, ob er sich darüber erfreut haben mag.

Als die Prüfung zu Ende war, ging er nicht mit den übrigen Knaben zu Hause, sondern allein, und als einige Andere ihn aufmunterten mit ihnen zu gehen, so sagte er: „Nein! ihr möchtet etwa denken, ich wäre eures gleichen, wenn ich mit euch ginge.“

Billiget ihr dieses Betragen? Merkt ihr etwas von den Wirkungen der öffentlichen Belohnungen? —

Von dem Tage an führte er die silberne Schaumünze nicht nur stets bey sich und zeigte sie allen Leuten, die sie etwa noch nicht gesehen hatten, sondern er verlangte auch von seinen Altern, daß sie sie sollten hanteln lassen, damit er sie am Halse, oder in den Knopfsöchern seines Rockes zur Schau tragen könnte.

Niethet ihr wohl den Altern dieses zu thun?

Seit der Zeit merkte man nun, daß Wenzel nicht mehr so ordentlich und aufmerksam war, wie ehmalis. Gegen seine Mutter, die ihre Verwunderung darüber zeigte, daß ihr Sohn etliche Mahl nicht in die Schule ging, ließ er sich verlauten: „Nun mögen die andern erst das lernen, was ich längst gelernt habe: sie werden mir nicht so leicht nachkommen. Soviel zum Examen nöthig ist, kann ich in 4 Wochen noch spielend lernen. Auch der Lehrer machte ihm Vorstellungen über die Abnahme seines Fleißes. Diesem gab Wenzel zur Antwort, wenn er (der Lehrer) nicht mit ihm zufrieden wäre, so würde er bald gar nicht mehr in die Schule gehen. Und als einer von den andern Schülern ihn alsdenn fragte, ob es sein Ernst wäre, daß er nicht mehr in die Schule kom-

Senkeln st. andern.

men würde, so sagte Wenzel: „Der Schulmeister wird mir schon gute Worte geben müssen, denn er wird mich gewiß nicht gerne weglassen, ich bin ja der einzige, der seiner Schule Ehre macht.“

Haltet ihr das wohl für eine vernünftige Rede? Glaubt ihr, daß sie seinen Mitschülern kann gefallen haben?

Zieme.

Die des Lebens überdrüssigen Hasen.

Eine Fabel.

Wer sein Unglück nicht ertragen kann, der betrachte andere, und lerne Geduld.

„Sind wir nicht recht unglücklich? klagten einst die Hasen, die sich in den Wäldern aufhielten; es vergeht fast kein Tag, da wir nicht gejagt oder durch beständiges Geräusch in unserer Ruhe gestört werden. Wo wir uns immer hinvenden, folgt Furcht und Schrecken uns nach. Lasset uns dem elenden Leben auf ein Mahl ein Ende machen!“

Sie beschloffen einstimmig ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und machten sich sogleich auf den Weg.

So kamen die Unglücklichen zu einem Bache, wo sie sich alle ertränken sollten. Allein da sie sahen, daß die durch ihre Ankunft erschrockenen Frösche, indem sie fliehen wollten, sich jämmerlich in den grünen Schilf hinstürzten, rief einer von den Hasen aus: „Ach, es sind noch meh-

rene, welche die Furcht vor dem Übel plagt! —
Traget die Widerwärtigkeiten des Lebens so, wie
andere! "

C. Mattulika. Ged. I. L. übersf.

Verwahrungsmittel gegen den Blitz.

(Als Übungen im Dictando-Schreiben.)

1. **V**ermeidet bey Gewittern ein verstärktes Schwitzen. Denn die Feuchtigkeit lockt und leitet den Blitz. Machtet euch also bey Annäherung eines Abendgewitters bald aus den Betten, oder nehmt bey Tage ja nicht eure Zuflucht dahin. Verwahret euch vor übermäßiger Angstlichkeit, die nur zu sehr den Schweiß hervortreibt. Allenfalls könnet ihr euch durch Waschen und Kleiderwechseln einige Abkühlung verschaffen.

2. **W**ählet, wo möglich, zu eurer Wohnung hohe und trockene Zimmer. Denn der Blitz schlägt da nicht so leicht von der Decke durch unsern Körper, welches alle Mähl tödtlich wäre, da eine einseitige Berührung selten so gefährlich ist.

3. **F**üllet bey Annäherung eines Gewitters euer Zimmer mit reiner Luft. Die Ankunft eines Gewitters wird gewöhnlich durch eine Veränderung in der Luft, durch starken Wind, große Schwüle, Hagelschauer u. d. gl. angekündigt. Da ist es Zeit, durch Hülfe des gewöhnlich vorhergehenden Windes, die Zimmer von den vorhandenen Dünsten zu reinigen, damit der Blitz genöthigt würde, an den Wänden zu bleiben, und nicht in der Mitte des

Zimmers unter den leitenden Dünsten herum zu fahren. Daher ist es auch nicht rathsam, zu solcher Zeit unter vielen Menschen, und wo viele Lichter brennen, zu verweilen, z. B. in Schenken, Casinen, Comödien u. d. gl.

4. Auch der Aufenthalt in der Kirche zur Zeit eines Gewitters ist bedenklich; vorzüglich aber an den Wänden und Pfeilern derselben, besonders an der Thurmseite, noch mehr bey der Orgel, und wo sonst abgefondertes Metall, ein Draht, eine Stange oder Kette vorhanden ist.

Im J. 1711. fiel zu Söhligen im Jülichschcn unter der Predigt ein Wetterstrahl durch den Glockenthurm in die Kirche, erschlug 3 Personen und beschädigte viele andere, unter denen auch der Prediger war. Er fiel betäubt nieder, war an vielen Theilen seines Leibes versengt, und die Haut mit einem rothen Streife bezeichnet, ohne Verletzung der Kleider.

5. Entfernet euch von allem Metall, als: eisernen Ofen, Thürschloßern, Thürgeln, goldenen Tapeten und vergoldeten Leisten; auch leget Geld, Schlüssel, Uhren, Schnallen sorgfältig von euch. Selbst die metallenen Knöpfe an den Kleidern, und der Metalldraht und die Nadeln im Kopfsuße eines Frauenzimmers können nachtheilig werden.

Ein Beyspiel davon. Zu Augsburg ward im J. 1706. ein Frauenzimmer, das nahe an einem Fenster stand, durch den Blitz auf die Erde geworfen, daß sie zwey Stunden lang todt lag, und nachher noch einige krampffartiae Bewegungen in Armen und Beinen hatte. Ihr Kopfsuß, woran viel Eisendraht war, wurde an etlichen Orten angebrannt. Sie hatte eine Schnur von silbernen Kugeln um den Hals, welche zer-

rißen und die auf dem Boden zerstreuten Perlen schwarz angelaufen, ja an den Stellen, wo sie sich berührten, etwas angeschmolzen waren.

6. Setzet euch, wenn das Gewitter stark ist, mitten in die Stube, und entfernt euch von allen Wänden, Winkeln, Pfosten u. d. gl. Tretet auf keine Tuge im Fußboden, oder auf keinen Nagel, denn wenn der Blitz, der sich beständig an den Wänden und dem Hausgeräthe aufhält, die feuchten Ritzen des Fußbodens durchläuft und die Nägel ergreift, kann er alsdann nicht so leicht auf euren Körper gezogen werden.

7. Entfernet zu solcher Zeit auch alle Thiere, vorzüglich aber Hunde und Katzen. Denn in ihrer Anwesenheit ist, ihrer electrischen Haare wegen, die Gefahr jederzeit größer.

8. Stellet euch nicht gegen einen Spiegel über, auch in ziemlicher Entfernung nicht.

Im J. 1707 den 9. Aug. zerschmetterte der Blitz in der Grafschaft Down in Irland, in einem kleinen Hause, einen Spiegel in viele Stücke, deren einige mit solcher Gewalt in die eichene Thür, und die gegen über stehende Seite der Kammer flogen, als wären sie aus einem Feuergewehre hinein geschossen worden.

9. Haltet euch bey starkem Gewitter nicht viel in der Küche auf. Denn Feuer, Rauch, Wasser und verschiedenes Küchengesähr leiten auch gar zu leicht den Blitz durch den Schornstein dahin.

So schlug im J. 1765 der Blitz vor Hannover in das Haus eines Gärtners. Ein Knab, der in der Küche beschäftigt war, das auf dem

Herde unter einem messingenen Kessel mit Reiß brennende Feuer zu unterhalten, ward auf drey Schritte von dem Herde weggeworfen und sehr beschädigt; das ganze Gesicht, Brust, Hände, Kniee, Schienbeine waren versengt. Eine zinnerne Schutzhülle war über die Hälfte geschmolzen; doch war der Fuß an derselben Stelle nicht beschädigt. Das Küchenfeuer war durch den Blitz ausgelöscht, der Kessel einige Schritte weggeworfen, und im Boden desselben drey Löcher geschmolzen.

10. Auf der Gasse stellet euch nicht unter Thore mit Thürmen, nicht an Mauerwände, und auf dem Felde unter keinen Baum, zu keinem Teiche, und nicht an Heuhaufen oder in Korngarben. Besser ist es, mitten zwischen den Gebäuden in einer mäßigen Gasse zu bleiben, weil der Blitz eher an dem Gemäuer fortläuft. Auf dem Felde haltet euch etwa 50 bis 20 Fuß von dem Stamme sowohl, als von den untersten Zweigen der Bäume, weil alsdann der Blitz an dem Stamme fortkäufen, und nicht so leicht auf euch abspringen kann.

Von der Gefährlichkeit der Garben in solchen Umständen will ich euch eine Geschichte aus unserm Vaterlande erzählen. Da schlug den 10. August 1723 der Blitz in einen Gerstenschuber auf dem Felde, unter welchem sich sieben Jungen, die das Vieh weideten, wegen des Regens verkrochen hatten. Drey von ihnen wurden erschlagen, dem vierten ein Fuß zerquetschet, und die übrigen ganz betäubt. Der Achte hingegen, den sie nicht bey sich leiden wollten, und welcher 20 Schritte davon unter freyem Himmel stand, kam glücklich davon.

11. Leute mit offenem Fuhrwerke oder in Kutschen, und Reuter haben unter dem Gewitter, da sie überhaupt am übelsten daran sind, folgendes zu beobachten: Bey offenem Fuhrwerke kann man sich unter der hintern Seite des Wagens schützen, weil der Blitz größten Theils nach den Pferden zu fährt. In Kutschen, wenn man hübsch in der Mitte sitzen bleibt, und unterm Sitze keine Metalle hat, gelten die Nägel und Knöpfe am Kutschendeckel, und die eisernen Ringe der Räder wahrscheinlich statt Ableiter, besonders wenn an das äußere Eisen Vergoldung angebracht ist. Der Reuter ist am meisten der Gefahr ausgesetzt; denn er ragt hervor, beweget sich, er oder das Pferd schwingt, es sind Metalle vorhanden, und mehrere Umstände leiten den Blitz auf ihn. Bey zu nahem und heftigem Gewitter thut er am besten, wenn er vom Pferde steigt, und sich nicht zu nahe bey demselben aufhält.

Im Jahr 1666 den 24. Januar wurde eine Meile von Winchester ein Reuter mit dem Pferde erschlagen. Er war durchgehends äußerst verletzt, seine Kleider zerfetzt, in lauter kleine Stücke zerrissen und zerstreuet. Haare und Körper waren überall versengt, und die Hände bis auf die Knochen verbrannt. Die Hüfte und Schultern des Pferdes waren versengt, gequetschet und der Sattel in kleine Stücke zerrissen.

12. An die Stelle, wo ein Blitz eingeschlagen hat, darf man nicht sogleich hingehen. Denn man hat Beyspiele, daß es zuweilen öfters hintereinander an dem nämlichen Orte eingeschlagen hat.

Ein Exempel! Im Jahr 1721 den 27. Jun. schlug der Blitz zu Breslau auf der sogenannten Nicolai - Schanze in ein Schilderhaus. Der

Soldat trat, als der erste Schlag geschehen war, heraus, und hielt mit der linken Hand das Gewehr im Schildehaufe, als der andere Blitz kam, welcher darauf zufuhr, ihn zu Boden warf und eine Zeit lang seiner Sinne beraubte. Sein linker Fuß war etwas gelähmt. Der Blitz hatte oben an dem Schildehaufe durchgeschlagen, und den Teller, welcher die Spitze bedeckte, zerschmettert und herab geworfen. Dann war er auf das Gewehr gefahren, an welchem das Eisen schwärzlich angelaufen, der Kolben weggeschlagen, und aus dem Schildehaufe heraus geworfen worden; die Ladung ward auch losgebrannt, und die Kugel ist oben an das Gesicht gefahren. An den Kleidern und Haaren des Soldaten ist nicht das geringste verletzt noch versengt worden.

13. Doch sollen diese Vorsichtsregeln euch nicht zu ängstlicher Furcht hinreißen. Denn es geschieht äußerst selten, daß Blitze zur Erde schlagen, noch seltener, daß sie Menschen treffen, wohl aber am seltensten, daß Menschen dadurch getödtet werden. Aus den angeführten Exempeln erhellet schon, daß dergleichen Blitzschläge nicht in einem Orte oder Lande, auch nicht zu einer Zeit, sondern in den entferntesten Gegenden, und seit 20, 30, ja seit 100 und noch mehr Jahren geschehen sind. Seyd daher nicht zu sehr besorgt und gewöhnt euch vielmehr an, bey dieser so nutzbaren, herrlichen, bewundernswürdigen Naturerscheinung über Gottes Allmacht nachzudenken, und dabey seine wohlthätigen, väterlichen Absichten zu verehren und zu bewundern.

G. (nach Göze.)

Folgen des Schulversäumens.

Lorenz und Eberhard versäumten sehr oft die Lehrstunden. Der Lehrer war darüber mißvergnügt und fragte die Ältern, ob es mit ihrem Wissen und Willen geschähe. Die Ältern sagten: Ja! denn weil wir unsere Kinder oft zu Hause bey unserer Handthierung brauchen: so können wir sie nicht regelmäßig in die Schule schicken. Der Lehrer antwortete: „Niemand kann zweyen Herren dienen! Ich rathe euch eure Söhne lieber ganz zu Hause zu behalten; denn auch in denen Lehrstunden, die sie besuchen! sitzen sie vergebens da, weil sie von dem nichts wissen, was in ihrer Abwesenheit ist vorgetragen worden. Jede Lücke ist schädlich, wenn der Unterricht vernünftig und zusammenhängend ist.“ —

Die Ältern versprachen zwar, ihre Söhne so selten als möglich die Schule versäumen zu lassen! aber, es blieb bey dem Alten. Eberhard und Lorenz lernten nichts.

Allein dieses war nicht die einzige üble Folge. Da Eberhard und Lorenz sahen, daß es ihre Ältern nicht für unrecht hielten, sie die Lehrstunden versäumen zu lassen: so bildeten sie sich bald ein, daß es überhaupt mit dem Versäumniß nicht viel möchte zu bedeuten haben. Sie blieben also oft weg, wenn sie auch von ihren Ältern nicht abgehalten wurden. Der Lehrer glaubte immer, daß es mit Wissen und Willen ihrer Ältern geschähe und fragte weiter nicht darnach; sondern betrachtete diese beyden als verwahrlosete Menschen.

Wo blieben aber die Knaben während der Stunden, da sie die Schule nicht besuchten und

doch auch nicht zu Hause bleiben durften? Da gingen sie an Orte, wo sie Spielgesellschaft fanden. Umsonst wollte niemand mit ihnen spielen und oft wollten sie auch Etwas zu zehren dabey haben: folglich brauchten sie Geld. Wo nahmen sie das her? — Eine Zeit lang betrogen sie ihre Aelteren darum. Alsdenn borgten sie bey ihren Bekannten: und da weder das Eine, noch das andere länger gehen wollte; so legten sie sich auf das Stehlen. **Wunder**t ihr euch da rüber?

Nun war die bürgerliche Obrigkeit aufmerksam auf dieses unordentliche Leben: und, um dieser nicht in die Hände zu fallen, liefen beyde Knaben in einer Nacht davon. Nun hatten sie sich also der Aufsicht und Versorgung ihrer Aelteren entzogen: arbeiten wollten sie nicht, hatten auch nichts gelernt; gleichwohl wollten sie alle Tage essen und trinken. An Orten, wo bürgerliche Ordnung Statt findet, waren sie, als herumschweifende Laugentochter, keinen Tag sicher. Folglich kamen sie in Noth. Was würdet ihr ihnen hier gerathen haben?

Sie erhielten sich noch eine kurze Zeit durch heimliche Diebstähle, wurden auch einmahl gefangen, kamen aber nach einer kurzem Strafe wieder los. Endlich gingen sie unter eine Diebsbande und wurden schädliche Menschen. Ob sie am Ende noch gebessert oder gehenkt worden sind, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ihr aus diesem Beispiele sehen könnet, wie immer eine Unordnung der andern die Hand bierhet.

Thieme.

War das Fleiß?

Conrad schrieb gut, denn der Lehrer stand bey ihm, und gab auf jeden Buchstaben Acht. Er mußte sich eine Weile entfernen, und befahl Conraden den zuletzt geschriebenen Buchstaben etliche Mal zu wiederholen, denn er gelang ihm nicht wohl. Conrad schrieb ihn wohl dreyßig Mal, aber flüchtig und schlecht. — War dieser Knabe fleißig? Warum nicht? Wird ihn der Lehrer gelobet oder getadelt haben?

L. Chimani.

Gott der lebenswürdigste Vater.

Eine Katechisation.

Kinder, ihr seyd eures Lebens so froh, und freuet euch eures Hierseyns. Wer verschafte euch diese Freuden?

Wer gab euch die Kraft zu athmen, und euch frey zu bewegen, und so frohen Herzens zu seyn?

Wer die Speisen, die euch stärken und erfreuen?

Die Kleider, die euch bedecken und zieren?

Wenn ihr keine Altern, keinen Vater, der sie euch reichet, keine Mutter, die zärtlich für euch sorget, oder andere wohlthätige Menschen hätte, — würdet ihr dieß alles haben?

Würdet ihr solche Freuden genießen?

Allein woher würden wir alle diese Sachen nehmen, wenn nicht Jemand wäre, der die Früchte hervor wachsen ließe, der euren Altern Kräfte gäbe zu arbeiten, und Mittel den Lebensunterhalt herbey zu schaffen?

Wer aber gab ihnen dieß alles, als der liebe Gott, der sie und euch erschaffen hat, der euch in ihnen Athern schenkte, durch welche diese Wohlthaten euch zufließen sollten?

Wenn nicht Er die Erde fruchtbar machte, wenn nicht Er zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein gäbe, wenn nicht Er unsere Kräfte unterstützte, würden wir arbeiten können, oder machen, daß Getreid aus der Erde hervor sprosse?

Oder was hülfte uns aller Vorrath, wenn nicht Er Gesundheit gäbe, und Sinne, dieß alles zu genießen, und Hände, es zu bereiten?

Ja, er gab euch noch mehr, als euch eure Athern zu geben vermögen. Wären sie mit aller ihrer Macht im Stande, euch z. B. nur die Sehkraft zu ertheilen?

Doch dieß begreift ihr noch nicht ganz, ihr werdet es aber mit der Zeit lernen, wie künstlich zu dem Ende das Auge gebauet ist. Hier von außen diese zarte Bedeckung — dieser Stern — und dann von innen diese Häute — diese durchsichtigen, strahlenbrechenden Säfte — dort im Hintergrunde dieses gespannte Gewebe, worauf wie auf einer Tafel alle äußern Gegenstände so getreu abgemahlet werden — wie zweckmäßig! wie schön! Wie viel Freudengenuß verschaffet euch das! Wenn ihr das Unglück hättet, blind geboren zu seyn, oder durch eine Krankheit oder durch einen andern Zufall um das Gesicht zu kommen, wie viel mißtet ihr da entbehren? —

So ist's mit jeder andern Gabe. Sind das nicht lauter gute, vortreffliche Gaben?

Saget mir, meine Lieben! haben je eure Athern euch etwas geben wollen, was euch nicht heilsam wäre?

Welcher Vater wird seinem Kinde, das ihn um Brot anspricht, einen Stein, oder für einen Fisch eine Schlange, oder für ein Ey einen Scorpion reichen? (Ez. II. II, 12.)

So nun eure leiblichen Atern euch lauter Gutes geben wollen und geben, so viel in ihrer Macht ist; so ihr sie dafür, wie billig, liebet: um wie viel theurer muß euch nicht der liebe Gott seyn, der euch so vieler Freuden empfänglich machte und sie euch in Menge bereitete?

Muß das nicht ein recht lieber Vater, und mehr als Vater euch seyn?

J. S. Wiser.

Glückwunsch zum Namensfeste.

Kurz und gut, ist wohl das Beste;
Denn ich bin noch jung und klein.
Also soll zum Namensfeste
Auch mein Wunsch beschaffen seyn.

Alles Gute wünsch' ich Ihnen,
Und mir Ihre Liebe dann.
Diese bald mir zu verdienen
Fängt jetzt mein Bestreben an.

Leiten Sie nur meine Schritte,
Haben Sie Geduld mit mir!
Lieber Gott! hör meine Bitte:
Gib Belohnung einst dafür!

J. Weide.

Verläßt man so die Schule?

Wenn ich an einen fremden Ort komme, Dorf, oder Stadt — sagte Gutmann — und nur Zeit dazu habe, so besuche ich gemeinlich die öffentlichen Schulen; denn erstlich erfahre ich da, wie die Leute an jeden Orte ihre Kinder erziehen, und daraus kann man die Gesinnungen der Menschen am allerbesten kennen lernen, kann sehen, ob sie leichtsinnig oder gewissenhaft, vernünftig oder thöricht sind. Zweitens habe ich auch da Manches gesehen und gehört, was mir jetzt, da ich selbst Kinder zu erziehen habe, recht nützlich ist. Nun kam ich auch in eine Schule, da der Lehrer gerade mit einem Schüler sprach, der ihm ankündigte, daß er zum letzten Mal in der Schule gewesen wäre. Höret einmahl, wie das klang.

Lehrer. Ich wundre mich darüber. Du bist erst seit 3 Jahren in die Schule gegangen, hast beynähe in jeder 3 Tage veräuimt. Wenn ich alles zusammen rechne, so hast du kaum ein völliges Jahr Unterricht genossen, und willst schon aufhören?

Schüler. Mein Vater sagte, er wäre auch mit den letzten Jahre aus der Schule geblieben; er könnte mir nun nicht länger Brod geben, und Schulgeld für mich bezahlen: er wüßte mich auf's Handwerk thun.

Lehrer. Was bist du denn bey dem Handwerk näh? Du kannst ja noch nicht einmahl recht deutsch lesen, geschweige denn schreiben oder rechnen; wo willst du denn nun das lernen?

Schüler. Mein Vater sagte: ich könnte lange genug! er hätte auch nicht mehr geskonnt, da er aus der Schule geblieben wäre.

Der Lehrer machte noch verschiedene Einwendungen; aber vergebens. Ob der Vater das alles wirklich gesagt hatte, was ihn der Sohn sagen ließ; das weiß ich nicht, genug, der Knabe nahm seinen Abschied, das heißt, er ging fort, ohne einmahl den Lehrer für seine bisherige Mühe Dank zu sagen. Findet ihr das löblich?

Ich konnte nicht umhin, dem Lehrer meine Verwunderung über das, was ich gehört habe, merken zu lassen. Ach Freund! sagte er, „das bin ich gewohnt! dieser meldete es doch, daß er nicht mehr in die Schule kommen würde: das war noch eine außerordentliche Höflichkeit. Die meisten bleiben weg, ohne ein Wort zu sagen. Hier gehen die Kinder in die Schule, nicht um die Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erlangen, die einem vernünftigen Menschen nöthig sind; sondern, um die Jahre hinzubringen, bis sie zur wirthschaftlichen Arbeit, oder zur Werkstatt reif sind. Ubrigens scheint den Aeltern auch sehr viel daran zu liegen, daß ihre Kinder nicht etwa klüger werden, als sie selbst sind.“ Ich bedauerte den guten Lehrer, und dachte, ob's denn an vielen Orten so ist?

Thieme

Gut und Böß.

Willibald ist wohlgewachsen, schön, reich, er hat witzige Einfälle, er wird von den Leuten, die seine reichen Aeltern besuchen, sehr gelobet und bewundert. Nur der Hofmeister ist mit ihm nicht zufrieden: der Bube, sagte er zum Vater, thut andern Menschen das, was er sich von ihnen

nicht wünschen wollte, er ist ein Kind, und wird, wenn er so aufwächst, ein böser Mann werden. Hatte der Hofmeister recht oder nicht? Warum?

Ferdinand hatte seine Aufgaben noch nicht gemacht. Er ging auf den Spielplatz, um da mit Ballschlägen den Tag zuzubringen. Allein bald hoblte ihn der Vater mit dem Stocke und zwang ihn, seine Schularbeiten zu machen. Recht mit Widerwillen schrieb er sie hin; doch gerieth sie ihm gut und fehlerfrey. Handelte Ferdinand gut oder böse? Warum?

Louise sollte eine Weste sticken. Die Mutter befahl es ihr, um den Vater zum Geburtstage eine große Freude zu machen. Ja, dachte Louise, du willst mir diese Arbeit recht angelegen seyn lassen. Es ist ja deine Pflicht, den Aeltern gehorsam zu seyn und ihnen Freude zu machen. — Allein der Werkzeug taugte nicht viel, die Seide war schlecht gefärbt, die Zeichnung nicht gut vorgemacht, und die kleine Louise im Sticken noch wenig geübt. Die Arbeit fiel schlecht aus. Du böses Kind, sagte die Mutter zornig, so kann man von dir keine Freude, keinen Gehorsam! — Hatte die Mutter recht oder nicht? War das Mädchen bey Verfertigung dieser Arbeit gut oder böse? Warum?

War Heinrich fröhlicher Laune, so hatten die armen Kinder es gut bey ihm; er theilte Brod und Messer und Spielzeug mit ihnen. Wurmtete es ihm aber im Kopfe, so prügelte er sie auch wieder durch, daß es eine Art hatte. Ein Mahl war er der gehorsamste, ein ander Mahl der widerspenstigste Knabe. Heute war er fleißig, ordentlich, dienstfertig und höflich, weil er gerade dazu aufgelegt war; morgen übertriff ihn wieder keiner an Trägheit, Unordnung, Grobheit und Eigensinn.

Bevor er etwas that oder unterließ, fragte er sich nie: warum er es thue oder unterlasse. Er folgte bloß seiner Neigung und Laune. War das ein gutes oder böses Kind? Warum?

Fritz dachte öfters, wenn er Kinder spielen sah: wart, diesen willst du ihre Freude wohl bald vereiteln. Und wie er dachte, so that er es auch. Sah er den Lehrer freundlich in die Schule kommen, so dachte er: den will ich bald verächtlich machen. Und er trieb es so arg, daß der Lehrer verdrießlich werden mußte. So mochte er es auch mit seinen Altern, Geschwistern- und vielen Leuten. War Fritz gut oder böse? Warum?

Stegfried gewöhnte sich von früher Jugend an, bevor er etwas that oder unterließ, sich selbst zu fragen: ob es gut oder böse sey. Wußte er es nicht sogleich zu unterscheiden: so überlegte er: ob er wünschen könne, daß alle, alle vernünftigen Menschen das Nämliche thäten oder unterließen, und dann befolgte er das, wovon er wünschte, daß es alle Menschen thäten.

Es kam ein Bettler auf ihn zu. Seine Kleider waren zerrissen, die Haare hingen zerstreut über das Gesicht, mit wehmüthiger Stimme, mit gefalteten Händen klagte er seine Noth. Er mochte 20 Jahre haben. Mitleid durchdrang Siegfriedens Herz, er fragte sich, ob und was er ihm geben solle, und gab ihm — nichts. Ich könnte nicht wollen, dachte er, daß alle Menschen die Armengesetze des Landesfürsten übertreten: noch weniger, daß alle Menschen die jungen, starken Leute in mißlicher Betteley unterstützen, und verlassene, scheue Hausarmen darüber sollten verschmachten lassen. Also muß auch ich nicht so handeln.

Mit diesem Gedanken ging er hinweg, und legte seinen Kreuzer in den Opferkasten der Armen.

Wie war diese Handlung Fritzens? Warum?

Was war Fritz sonst für ein Knabe? Warum? — Und was macht also, daß Menschen gut oder böse sind? — Wenn aber die Handlungen gut ausfallen, und der Wille hat sie nicht so gemeint, sind die Menschen eines solchen Willens auch gut? Warum nicht? Was macht demnach einen Menschen zum guten? was zum bösen Menschen? Woran sollen sich daher Kinder von Jugend auf gewöhnen, um gute Menschen zu werden? Was heißt das: sich an einen guten Willen gewöhnen?

G.

Wünsche zu Charpien.

Im Rahmen der Schüler der Korneuburger k. k.
Haupt- und Industrie-Schule.

Als sie einen Vorrath Charpien für die vor dem Feinde verwundeten Soldaten ablieferten.

Weil denn des Krieges mörderische Stimme,
Vom mörderischen Feind zuerst erregt,
Noch immer voll von Wuth und altem Grimme:
Den deutschen Arm zu blut'gem Kampfe weckt:

So soll auch in der Brust von deutschen Kindern,
In unsrer Brust soll biederer Treue Geist
Den Fürst und Vaterland sich nicht vermindern;
Weil treu seyn, theilen alle Sorgen heißt.

Da nehmt dann, deutsche Helden! für die Wunden
Die euch des wilden Krieges Donner schlug,
Den weichgezupften Stoff, den zum Gesunden
Aus Leinen unsre Schaar zusammen trug.

Rehrt ihr — o bald! — als Steger voll Entzücken
Vom Rhein zurück in Osterreichs Gefild,
Dann wird euch Franz die schönen Narben schmilz-
cken,
Mit Kaiserthuld durch Josephs goldnes
Bild.

Und bringt uns euer Arm den süßen Frieden,
Der heißen Siege bang erschnittes Ziel!
Vom Schlachtfeld her: so eilen wir, euch Müden
Versehn mit Labung und mit Saitenspiel,
Erfreut an unsrer Ältern Arm entgegen,
Und nehmen euch in unsre Mitte auf.
Erquickt durch unsers Feld's und Kellers Segen,
Erzählet uns dann euren Heldenlauf. G.

Die Wanderer und der Bär.

Eine Fabel.

Zwey Freunde, als sie einmahl gemeinschaftlich
eine Reise machten, trafen auf einen Bären von
ungewöhnlicher Größe. Sobald sie denselben er-
blickten, entwischte der Eine eilig auf einen Baum;
der andere aber warf sich geschwind zu Boden und
hielt den Athem zurück, damit keine Spur des Le-
bens an ihm zu merken wäre; denn er erinnerte
sich, daß dieses Raubthier todte Körper nicht an-
rühre.

Der Bär, nachdem er alle Theile des Körpers betastet, und seinen Nachen zu dessen Mund und Ohren öfters herangehalten hatte, verließ ihn endlich als todt und ging weg.

Die beyden Wanderer setzten darauf, von aller Furcht befreyet, ihre angefangene Reise fort. Unter Weges aber fragte jener, der sich auf den Baum geflüchtet hat, den andern, was denn der Bär ihm, da er so auf der Erde lag, ins Ohr geflüstert habe. „Vieles, erwiederte dieser, dessen Erwähnung jetzt überflüssig seyn würde, vorzüglich aber rieth er mir, ich sollte mich nie überreden, jemand für einen Freund zu halten, dessen Treue in Gefahren und widrigem Geschickte, ich nicht erfahren habe.“

E. Mattulik a. Ged. I. Les. übers.

Die Furcht bildet Gespenster.

Nicht Knaben schliefen in dem Zimmer eines Institutes ganz allein. Einer davon wurde bey der etwas mondlichten Nacht genschiget, hinauszugehen. Als er zurückkehrte, sah er hinter der Thüre eine schneeweiße Gestalt mit ausgebreiteten Armen stehen. Ein Gespenst! ein Gespenst schrie er aus vollem Halse, und sprang zu den nächsten Betten, um die andern aufzuwecken. Diese erschreckt durch den großen Lärm, erwachten kaum, und blickten gegen die Thüre, als auch sie mit gleichem Geschrey aussprangen. Voll Angst liefen sie zum Hofmeister, der im Nebenzimmer schlief, weckten ihn auf, und erzählten ihm zitternd, was sie gesehen hätten. Dieser aber stand gleich auf und befahl ihnen, so sehr sie auch zitterten, mit ihm auf das vermeinte Gespenst loszugehen. Er

ging voran, die Knaben folgten ihm, sie kamen zu der Thüre und fanden — ein weißes Hemd auf dem Kleiderschranken aufgehangen. Da schämten sie sich ihrer ungegründeten Furcht, und nahmen sich vor, nie mehr so leichtgläubig zu seyn, sondern immer auf den Gegenstand, der ihnen schreckbar vorkommen wird, selbst loszugehen.

L. Chimani.

Die geometrische Lehrstunde.

Schüler. Ist denn das wirklich wahr, daß man wissen kann, wie hoch ein Thurm ist, ohne bey demselben zu seyn und ihn von unten bis oben abzumessen? Ich kann ja nicht einmal wissen, wie hoch unsere Stube ist, wena ich sie nicht messe.

Lehrer. Also würden Sie mir wohl noch weniger glauben, wenn ich sagte, daß man sogar wissen könne, wie hoch es von uns bis zur Sonne ist?

S. Das ist ja gar nicht möglich.

L. Gar nicht möglich? Als Sie noch nicht angefangen hatten, auf dem Claviere spielen zu lernen, und auch im Anfange, da Sie es lernten, schien Ihnen das ganz unmöglich, daß man so aus den Noten spielen könnte. Scheint es Ihnen noch unmöglich?

S. Das ist auch etwas ganz anderes.

L. Das ist es freylich. Aber warum hielten Sie es sonst für unmöglich vom Blatte zu spielen? Nicht wahr, weil Sie noch keine Kenntniß vom Clavierspielen hatten? Eben so geht es Ihnen jetzt. Da Sie noch keine Mathematik gelernt haben, so können Sie sich freylich noch nicht vorstellen, wie man wissen könne, wie hoch ein Thurm,

oder wie weit die Sonne von uns sey, ohne daß man den Thurm, oder den Weg von uns bis zur Sonne messe; aber mit der Zeit werden Sie dieß und sogar noch viel schwerere Dinge lernen.

S. Mit der Zeit, sagen Sie? Also wird es wohl lange dauern?

L. Es wird Ihnen in der Mathematik gehen, wie bey dem Clavier spielen. Sie mußten da erst die Claves kennen lernen, dann die Noten, mußten geübt werden, einzelne Noten anfänglich auf dem Claviere sogleich anschlagen zu können, dann mehrere, aber wenige, mit einem Male sich vorzustellen. Darauf lernten Sie beyde Hände zugleich gebrauchen, man unterrichtete Sie in der Art die Finger zu setzen, und nachdem man Sie so eine Zeit lang mit lauter kurzen Sätzen beschäftiget und darin geübt hatte, legte man Ihnen ganze Stücke, aber kleine vor. Durch häufige Übung bekamen Sie eins nach dem andern in Ihre Gewalt, und jetzt haben Sie bey weitem so viel Zeit nicht mehr nöthig, ein Stück zu lernen, als im Anfange. Die Stücke, welche man Ihnen gab, wurden auch von Zeit zu Zeit schwerer; aber Sie müssen sich doch noch viel und lange üben, ehe Sie vom Blatte werden spielen können. So viel Zeit, Fleiß, und Übung, als dazu nöthig ist, eben so viel ist auch nöthig, wenn man in der Mathematik so weit kommen will, daß man davon Gebrauch machen kann. Werden Sie dazu wohl Lust haben?

S. Das soll mich nicht abhalten, wenn ich sie nur lerne. Wenn Sie mir aber jetzt nur sagen könnten, wie man erfährt, wie hoch ein Thurm ist, ohne ihn zu messen.

L. Stellen Sie sich einmahl vor, daß Sie noch keinen Buchstaben kannten, und mich fragten, wie

man es machte, wenn man läse. Würde ich Ihnen das wohl durch eine Beschreibung deutlich machen können! Es gibt auch in der Mathematik ein A, B, C. Wenn man das gelernt hat, dann kommt man zum Buchstabieren; aber auch hierin muß man erst eine Fertigkeit haben, ehe man zum Lesen fortschreiten kann. Bis dahin müssen Sie nun erst gekommen seyn, wenn das, was ich Ihnen wegen Ausmessung eines Thurmes sagen könnte; verständlich seyn soll. Ich kann Ihnen also jetzt Ihre Frage nicht beantworten, aber dagegen will ich, wenn Sie Lust dazu haben, den Anfang mit dem mathematischen A, B, C, machen.

S. O ja! ich will mir recht Mühe geben, daß ich bald aus Buchstabieren und Lesen komme. Ich will auf alles, was Sie mir von der Mathematik sagen werden, so aufmerksam seyn, als ich nur kann, und es dann recht oft wieder überdenken, daß ich es auch behalte.

L. Nun gut. Heute wollen wir also von den Linien mit einander reden, und sehen, was wir uns unter einer Linie zu denken haben.

S. Sollte ich denn das nicht schon wissen? Ich habe ja selbst schon viele Linien, gerade und krumme, gemacht.

L. Ganz unbekannt sind Ihnen freylich die Linien nicht. Aber können Sie mir's auch wohl mit Worten beschreiben, was Sie sich unter einer Linie denken?

S. (Nach einigem Nachsinnen) Nein, das kann ich doch nicht.

L. Ein Kind wird einmahl gefragt, was wohl eine Linie sey. Nun steht eine an der Tafel gezeichnet. Er zeigt also dahin und sagt: das ist eine Linie. War das recht?

S. (Lächelnd) Nein!

L. Das heißt eine Linie zeigen, aber nicht, eine Linie mit Worten beschreiben. So könnten Sie es nun wohl nicht machen; denn Sie sind schon weiter, als dieß Kind. Allein beschreiben können Sie die Linie doch auch noch nicht. Sagen Sie mir also, können Sie sich wohl eine Linie vorstellen, ohne sich dabey eine Länge oder etwas Langes zu denken?

S. Mein

L. Was gehört also nothwendig zu einer Linie?

S. Eine Länge.

L. Recht. — Müssen Sie sich nicht aber auch, wenn Sie eine Länge sich vorstellen wollen, eine Breite denken?

S. O ja! Wie könnte ich mir eine Länge ohne Breite denken? Wenn ich mir zum gerade Schreiben auch noch so feine Linien ziehe, so haben sie doch immer noch einige Dicke, oder ich würde sie ja gar nicht sehen können.

L. Alles das, was wir lang nennen, hat allerdings auch seine Breite, wenn dieselbe auch noch so gering seyn sollte, und die Linien, von welchem Sie sprechen, haben dergleichen ebenfalls. Aber geht es nicht an, daß ich z. B. bey einem Faden Zwirn bloß untersuche, wie lang er sey, ohne auf seine Dicke zu sehen?

S. O ja!

L. Und wenn ich nun das thue, stelle ich mir dann bloß eine Länge, oder eine Länge und Breite zugleich vor?

S. Da stelle ich mir freylich eine Länge und keine Breite vor.

L. Wenigstens betrachtet man dieselbe nicht aufmerksam, und es ist uns gleichviel, wie breit das sey, dessen Länge wir nur wissen wollen. Wir

betrachten aber sehr häufig bloß die Länge eines Dinges. Z. B. wenn ich untersuche, wie hoch ein Thurm ist, oder ein Berg, oder wie weit eine Stadt von der andern, oder auch, wie groß ein Mensch ist. Ja man darf bisweilen gar nicht auf die Breite sehen, z. B. wenn man gefragt wird, wie lang eine Strasse sey. Wenn man da antworten wollte: 100 Schritt lang und 8 Schritt breit, so wäre das Letzte ja ganz überflüssig, und man könnte wohl ausgelacht werden. Dasjenige nun, was Sie sich denken, wenn Sie sich die Höhe eines Thurmes oder eines Berges, oder die Länge eines Weges, oder die Größe eines Menschen vorstellen, das ist eine Linie. Ist das nun eine Länge und Breite, oder eine Länge ohne Breite?

S. Eine Länge ohne Breite.

L. Und was ist also eine Linie?

S. Ach! eine Länge ohne Breite.

L. Das suchen Sie nun zu behalten, und merken Sie sich, daß Sie, so oft von einer Linie gesprochen wird, bloß auf die Länge zu sehen haben. — Sind denn nun aber die Linien, die Sie ziehen, auch bloß Längen ohne Breite, oder Linien im strengsten Verstande?

S. Rein, denn sie haben zugleich Breite.

L. Aber gesetzt, daß wir uns auf einer Tafel eine Linie im strengsten Verstande denken wollten, könnte da eine Linie, so rote wir sie ziehen können, nicht bequem und den Ort anzeigen, wo dieselbe gedacht werden sollte?

S. Ja.

L. Als Zeichen von den Linien, so wie ich sie erklärt habe, wollen wir künftig auch wirklich gezogene Linie oft gebrauchen. Bisweilen werden sie ziemlich breit seyn, zumahl wenn wir sie

mit Kreide auf einer hölzernen Tafel ziehen; in-
deß wissen Sie nun schon, daß Sie, wenn Sie
sich darunter Linien denken sollen, auf die Breite
derselben gar nicht sehen müssen. Auch dieß müs-
sen Sie nicht vergessen.

S. Wenn ich es ja bisweilen vergessen sollte,
so seyen Sie doch so gütig und erinnern Sie mich
daran, damit ich es nur nicht mit der Mathema-
tik verderbe.

L. So viel ich kann, will ich schon suchen,
daß es nichts zu bedeuten habe. — — Aber wie-
der auf die Linien zu kommen, wie viel Arten
von Linien sind Ihnen bekannt?

S. Zwey. Gerade Linien und krum-
me Linien.

L. Die kennen Sie wohl schon genau genug?

S. (nach einigem Nachdenken) Wenn ich
Linien sehe, so kann ich wohl sagen, welche ge-
rade und welche krumm sind; aber wenn mich
jemand fragte, was eine gerade Linie und was
eine krumme sey: so würde ich nicht wissen, so
wie ich vorher nicht wußte, wie ich eine Linie
beschreiben sollte.

L. Durch diese Antwort beweisen Sie, daß
Sie, daß Sie sich das, was wir gleich Anfangs
sagten, wohl gemerkt haben. Geben Sie mir
öfters solche Beweise Ihrer Aufmerksamkeit, so
werde ich mit noch größerem Vergnügen mich mit
Ihnen über Mathematik unterhalten. Sie wissen
also nicht, was eine gerade und was eine krum-
me Linie ist; wie nun, wenn auch ich es nicht
wüßte?

S. (steht den Lehrer lächelnd an)

L. Betrachten Sie doch einmahl die Linien
Fig. 1, 2, 3 und 4; welche sind darunter gera-
de und welche krumm?

S. Die erste und dritte Linie sind gerade, die zweyte und vierte sind krumm.

L. Sind die beyden geraden Linien nicht von einander unterschieden?

S. Ja, die erste ist kleiner als die dritte.

L. Sonst nicht?

S. Ja, die erste steht oben, und die dritte unten.

L. Wenn Sie nun die Tafel umkehren, wie stehen sie dann?

S. Die dritte steht nun unten und die erste oben.

L. Aber es sind doch eben die Linien, die sie vorher waren?

S. Ja.

L. Sind also die gedachten geraden Linien dadurch, daß die eine oben und die andere unten steht, selbst von einander verschieden?

S. Nein.

L. Dieser Unterschied betrifft nicht die Linien selbst, sondern ihren Ort. Wenn ich gefragt hätte, wie die gedachten Linien in Ansehung ihres Ortes verschieden wären: so wäre Ihre Antwort recht gewesen. Jetzt ist sie es nicht. Finden Sie also außer der Größe noch einen Unterschied zwischen der ersten und dritten Linie?

S. Nein.

L. Nun betrachten Sie die beyden krummen Linien Fig. 2 und sagen Sie mir, wie diese verschieden sind?

S. Die zweyte ist auch kleiner, als die vierte.

L. Nicht sonst noch?

S. Ja, die zweyte ist auch krummer als die vierte.

L. Worin sind also die geraden Linien nur unterschieden?

S. Bloß in der Größe.

L. Und wie könnte man daher wohl die geraden Linien beschreiben?

S. Durch Linien, die bloß in der Größe verschieden sind.

L. Was ist aber nun Eine gerade Linie?

S. Eine Linie, die — — — da kann ich aber doch nicht sagen, bloß in der Größe verschieden ist?

L. Das geht freylich nicht. Wenn von einer Linie die Rede ist, so müssen Sie sich anders erklären. Gesezt also, daß Sie eine gerade Linie in Theile theilen, wie z. B. die fünfte Linie bey den Buchstaben c und d getheilt ist, was sind die Theile?

S. Ebenfalls gerade Linien.

L. Und worin sind dieselben von der ganzen Linie unterschieden?

S. Bloß in Ansehung der Größe.

L. Sollten Sie nun wohl die gerade Linie beschreiben können?

S. Etwa durch eine Linie, deren Theile von der ganzen Linie bloß in der Größe verschieden sind?

L. Ganz recht. Indes wollen wir doch die geraden Linien auch noch von einer andern Seite betrachten. Was meint Ihr Schreibmeister, wenn er bisweilen sagt: Sie schreiben heute sehr krumm?

S. Daß ich bald hinauf, bald herunter schreibe.

L. Und wenn schreiben Sie gerade?

S. Wenn ich das nicht thue.

L. Wie machen Sie es denn, wenn Sie recht gerade schreiben wollen?

S. Ich sehe immer nach dem Punkte, den mein Schreibmeister am Ende der Zeile gemacht

hat, und trachte, daß alle Buchstaben nach ihm hingehen.

L. Und wo müssen also alle Buchstaben hin gerichtet seyn, wenn die Zeile gerade seyn soll?

S. Nach dem Punkte am Ende.

L. Nach vielen?

S. Nein, nach einem.

L. Sollte es vielleicht bey einer geraden Linie auch so seyn?

S. Ach ja! die ist auch nur nach einem Orte hin gerichtet.

L. Und was wäre also eine gerade Linie?

S. Eine Linie, die nur nach einem Orte hin gerichtet ist.

L. Das druckt man auch so aus: Eine gerade Linie ist eine Linie, die ihre Richtung nicht verändert. Und nun sagen Sie mir auf diese Art noch einmahl, was Sie unter einer geraden Linie verstehen.

S. Eine Linie, die ihre Richtung nicht verändert.

L. Gut! Diese Beschreibung wollen wir uns nun eben so, als die vorhergehende merken. — Sagen Sie mir aber ferner, was Fig. 6 für eine Linie steht?

S. Eine gerade ist es nicht; aber krumm kann ich sie doch auch nicht nennen.

L. Das ist ganz recht. Warum ist sie keine gerade Linie?

S. Weil sie ihre Richtung oft verändert. Sie geht bald hinauf, bald herunter.

L. Warum wollen Sie sie aber nicht eine krumme Linie nennen? Muß denn nicht, wenn eine gerade Linie diejenige ist, die ihre Richtung nicht verändert, eine jede Linie, die ihre Richtung verändert, krumm seyn?

S. Die krummen Linien Fig. 2 und 4 verändern freylich ihre Richtung, und ich nenne sie auch deswegen krum; allein die Linie Fig. 6 ist erst gerade, dann ändert sie ihre Richtung, dann geht sie wieder eine Ecke gerade fort, dann ändert sie wieder ihre Richtung, das geht so stückweise.

L. Ist das bey den genannten krummen Linien nicht so?

S. Nein, da ändert sich die Richtung allmählich.

L. Was heißt das: allmählich.

S. Es ist da nicht erst ein Theil gerade und dann ändert sich die Richtung, sondern sie ändert sich schon vom Anfang an und immer fort.

L. Wie lange bleibt denn also wohl die Richtung bey einer krummen Linie einerley?

S. Gar nicht, sondern sie ändert sich alle Augenblicke.

L. Gibt es also keinen Theil in einer krummen Linie, der gerade wäre?

S. Nein.

L. Was ist nun also eine krumme Linie?

S. Eine Linie, die ihre Richtung alle Augenblicke verändert.

L. Können Sie das nicht noch auf eine andere Art sagen?

S. O ja! Eine Linie, worin kein Theil gerade ist.

L. Nun das geht recht gut. Sie wissen doch nun schon, was eine gerade, und was eine krumme Linie ist. Nun soll sie auch die Linie Fig. 6, nicht länger aufhalten. Betrachten Sie sie nur noch einmahl. Ist es eigentlich eine, oder sind es mehrere Linien?

S. Ach ja! es sind mehrere an einander gesetzte.

L. Wenn man dergleichen Linien als eine betrachtet, so nennt man sie zusammen gesetzte, und Fig. 7, und 8, stehen noch ein Paar andere Arten. Können Sie wohl alle drey Arten beschreiben?

S. Die Linie Fig. 6, ist aus lauter geraden Linien, die, Fig. 7, aus lauter krummen, und die, Fig. 8, aus geraden und krummen zusammen gesetzt.

L. Könnte es nicht noch mehr Arten von zusammen gesetzten Linien geben?

S. Nein.

L. Wenn nun diese Linien zusammen gesetzte heißen, wie meinen Sie wohl, daß wir die vorhin betrachteten, Fig. 1, 2, 3, 4, 5, nennen könnten?

S. Einfache.

L. Wie viel Arten gibt es deren?

S. Nur zwey; gerade und krumme.

L. Nun noch eins. Was finden Sie bey den Linien, Fig. 6 und 10?

S. Es stehen Buchstaben dabey.

L. Von diesen Buchstaben will ich Ihnen nur noch sagen, daß man darnach die Linien benennt. Die Linie Fig. 9 z. B. heißt die Linie *ab*, und die Linie, Fig. 10 die Linie *cde*. Man kann dazu Buchstaben wählen, welche man will; indes nimmt man sie doch gerne, wenn man mehrere gebraucht, so wie sie im Alphabete folgen. Außertem schreibt man sie von der Linken zur Rechten und von oben nach unten zu. Bey geraden Linien setzt man gewöhnlich an jenes Ende einen Buchstaben, bey krummen aber setzt man über dem noch einen oder mehrere in die Mitte.

Bisweilen gebraucht man auch nur einen Buchstaben, der dann zu Anfang oder in der Mitte steht.

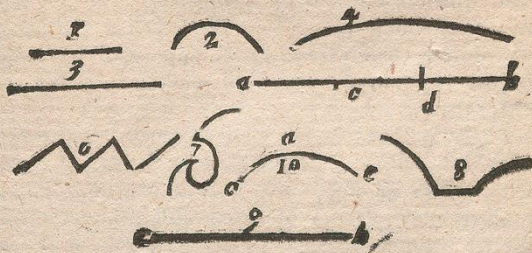
So viel vor heute, morgen vielleicht etwas mehreres. Da Sie so aufmerksam gewesen sind, so werden Sie wohl von dem Erlernten nichts vergessen.

S. O nein! ich werde mir diese Figuren nachzeichnen und dabey alles wiederhohlen, was Sie mir gesagt haben.

L. Sehr wohl; dann werden Sie auch gut zu antworten wissen, wenn ich Sie bey unserm Wiedersehn kurz um alles fragen werde.

J. A. C. M i c h e l s e n (abgeändert)

F i g u r e n .



Wie man wohlgemeinten Tadel aufnehmen soll.

Nun Kinder, sagte Gutmann, nun will ich euch einmahl von mir selbst etwas erzählen. Als Knabe hatte ich einen Vetter in der Vorstadt vor Altenburg. Zum dem reisete ich sehr gern, und blieb bisweilen acht, auch wohl vierzehn Tage bey ihm. Ich verlohr auch nichts dabey; denn ich bekam da allerley Menschen zu sehen, und mein Vetter trug mir oft kleine Verrichtungen auf, dabey ich lernen konnte. — Er hatte auch einen Hausfreund, der ihn fast täglich auf eine halbe Stunde besuchte.

Dieser Mann nahm sich einmahl die Mühe mich einige Kartenspiele zu lehren, ich weiß eben nicht, ob er daran wohlthat; aber das weiß ich, daß ich immer gern in die Schu'le ging, und sehr gelehrig war. Um mir das Ding recht deutlich zu machen, nahm er auch klingende Münze dazu. Wir spielten um Geld; ich gewann etliche Pfennige und das machte mir grosse Lust zu diesem Geschäfte. So oft mein Hausfreund zur Thüre herein trat, kam ich ihm schon mit der Karte entgegen.

Mein Vetter schüttelte etliche Mahl den Kopf; aber ich wußte nicht, was dieß bedeuten sollte. Endlich da er sah, daß meine Spiellust immer hitziger war, sagte er einmahl zu mir: Lieber Vetter, du wirst dir das Spielen dergestalt angewöhnen, daß du zuletzt nicht einen halben Tag ohne Karte wirst leben können. Du wirst ein Spieler werden, und das wird dich unglücklich machen. — Ob der Mann wohl Recht hatte? — Indessen verdroß es mich. Ich legte

ohne ein Wort zu sagen, die Karte weg, und war unwillig. — Hatte ich Ursache dazu? —

Nun spazierte ich in die Küche, und weil ich da einen Topf Milch fand, der meinen Appetit reizte, so trank ich ihn halb aus. Eine Magd kam dazu, und sagte mir ganz offenherzig, daß diese Milch nicht für mich da gestanden wäre; hieß mich auch, wenn ich mich recht besinne, gar einen Rächer. War ihr das zu verdanken? Das verdroß mich noch mehr. Ha, dachte ich, heute haben sich wohl alle Menschen in diesem Hause beredt, mich zu tadeln: es ist Zeit, daß ich fortkomme. Ich nahm also mein Bündel, und wanderte wieder nach Hause zu meinen Aeltern.

In der Folge meines Lebens hab ich von so vielen Menschen erzählen hören, die durch das böse Spiel ihr Hab und Gut, ihre Ehre, ihre Freude, ihren ganzen Wohlstand, wohl gar ihr Leben verloren haben. Da dachte ich oft an meinen Vetter, und wußte ihm Dank dafür, daß er mich gewarnt hatte. Ich lernte auch bald einsehen, daß die Arbeit ein viel besserer Zeitvertreib ist, als das Spiel, und nun ist mir kein Papier in der Welt verächtlicher, als die Karte. Auch habe ich mich in meinem Leben nicht wieder von einer Magd über dem Naschen ertappen lassen. Denn, wenn ich nach der Zeit bisweilen Menschen sah, die sich gewöhnt hatten, zu naschen, so oft sie etwas genießbares stehen sahen; so war mir das abscheulich. Und jetzt ist mir ein Rächer fast eben so verhaßt, wie ein Dieb. Sehet, so ist es mir in meiner Jugend gegangen. Wenn euch nun auch jemand tadelt, oder an

eure Fehler erinnert: wie werdet ihr das aufnehmen?

Thieme,

Die schöne Oper.

Lehrhold widmete sich in einer ansehnlichen Stadt von seinem fünfzehnten Jahre an dem Unterrichte der Jugend. Izt war er 40 Jahre alt, hatte bey 5000 Kinder unterrichtet, wurde blind vom Schuldienste gestossen, und lebte mit einem stechen Körper in dem äußersten Elende von einem Tage zum andern.

Weib und Kinder starben ihm, und nichts als ein treuer Hund blieb ihm übrig, der ihm an einem Bande durch einige bekannte Gassen zu dem Pfarrer und zu guten Leuten führte, von denen er einiges Almosen erhielt.

In diesem mühseligen Aufzuge sah ihn Wilhelm R., der einst sein Schüler und nun ein Beamter war, der sein gutes Auskommen hatte.

Mein Gott! dachte er — wie ist der Mann, dem ich vielleicht, so wie viele Hunderte, mein Glück zu verdanken habe, wie in aller Welt ist dieser so weit, bis zum Bettelstabe herunter gekommen!

Er näherte sich ihm, erkundigte sich um die Ursache seiner Armuth, und drückte ihm, ohne sich zu erkennen zu geben, im Weggehen ein Geldstück in die abgekehrte Hand.

Voll Gedanken über das unverdiente Schicksal dieses Mannes kam er in die glänzende Gesellschaft, wohin er zum Spiele geladen ward,

Hier erzählte er kurz, aber rührend das Unglück seines ehmaligen Lehrers.

Sogleich ward eine Collecte veranstaltet, wodurch der Noth des Unglücklichen doch auf einige Monathe gesteuert werden konnte. Aber was sollte er nach Verlauf dieser Zeit wieder anfangen?

Diese Frage fiel Wilhelmen so schwer auf Herz, daß er den Vorschlag that, die Gesellschaft möchte sich entschließen, die Operette, die sie in einigen Wochen aufführen wollte, zum Besten dieses Unglücklichen zu geben.

Alle stimmten ein. Doch war man über die Art, wie diese edle Handlung am besten könnte ausgeführt werden, noch nicht recht einig. Man ließ das Spiel, und überlegte, wie man hierbey zu Werke gehen sollte.

Endlich war folgendes beschlossen:

Die Oper soll mit einem eigens für diesen Umstand verfertigten Prolog versehen, und mit Anfang des Herbstes alle Sonntage so lange fort gespielt werden, als sich Zuschauer dabey einfinden würden. Um diese zu erhalten, soll Wilhelm N. an alle ihm bekannte ehmalige Mitschüler das traurige Loos ihres unermüdeten, kinderfreundlichen Lehrers berichten und sie einladen, an irgend einem Sonntage in dem Hause der Gräfinn St. der Oper beizuwohnen, die zum Besten ihres ehmaligen Wohlthäters gegeben wurde. Jedem Schreiben soll er noch die Bitte beysetzen: Wenn einer oder der andere noch irgend einen ehmaligen Schüler dieses verdienstvollen, redlichen Lehrers wußte: so möchte er ihn ebenfalls zum Besuche dieses Singspieles ermuntern.

Wilhelm opferte noch einen Theil derselben Nacht auf, um so viele Briefe zu schreiben, als ihm Mitschüler in der Nähe und Ferne be-

kannt waren. Auch die folgende Tage schrieb er, so viel er schreiben konnte. In kurzen waren bey 50 Briefe abgeschickt.

Gott segnete dieses edle Unternehmen. Die Stimme des Dankes gegen einen so liebenswürdigen Lehrer regte sich in den Herzen vieler hundert seiner ehemaligen Schüler. Den ersten Sonntag faste der Raum des Saales kaum die Hälfte der Hergeskommenen. Das Singspiel selbst hatte einen mit der Geschichte des Erblindeten ähnllichen Gegenstand, und am Ende des Stückes trat der unglückliche Mann selbst, vom seinem Hunde begleitet, und von zwey gräßlichen Führern unterstützt, auf das Theater vor, um mit gebrochener Stimme und gefalteten Händen diejenigen dankvoll zu segnen, die er nicht mehr unterrichten konnte, von denen er aber jetzt den Lohn einrentete. Kein Auge blieb trocken bey einem so rührenden Auftritte.

Und die Folge davon?

War, daß nach Verlauf eines Viertelsjahres dem rechtschaffenen Kinderfreunde von den eingegangenen Beyträgen nicht nur eine ordentliche Wohnung gemiethet, sondern für die Pflege seiner Gesundheit und seinen nöthigen Unterhalt hinlänglich konnte gesorgt werden.

Der Fürst des Landes, der von dieser schönen That hörte, gab ihr seinen öffentlichen Beyfall, und unterstützte noch durch einen Gnadengehalt diesen Mann, der seinem Lande so gute Bürger erzog. Ueberdies verordnete er, daß ihm ein Plan zur Errichtung einer Pensions-Anstalt für arme, alte oder gebrechliche Schullehrer und ihre Wittwen vorgelegt werden sollte, um eine so nützliche Menschen-Classe nicht ferner ihrem Elende Preis zu geben.

So viel Segen kann ein einziger Gedanke
eines edlen Menschen verbreiten!

G.

Vater und Sohn.

Vat. Befehre dich, mein lieber Sohn! befehre
Dich wenigstens den letzten Augenblick.
Vor deinem Tod.

Sohn. Weiß ich den Augenblick?
Kann's nicht geschehn, daß der mein letzter
wäre,
In dem wir sprechen?

Vat. O mein Sohn! befehre
Dich denn noch diesen Augenblick.

J. Ph. Neumann.

Lebensregel.

Suchst du dein Glück, so folg dem Rath:
Stets handle so, daß deine That
Dich ewig müsse freuen.
Hingegen merk auch dieses an:
Thu nichts, daß, hast du es gethan,
Dich jemahls könnte reuen.

J. Ph. Neumann.

* Der achtzigjährige Greis und dessen Enkel Ernst.

Ein Gespräch.

Ernst. Ich möchte doch wissen, lieber Großvater, woher es kommen mag, daß du, als Greis, noch immer so munter, frisch und gesund bist? Du sagtest mir ja oft, das Alter bringe selbst Schwäche und Krankheiten mit sich.

Greis. Recht, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Was ich dir sagte, bleibt immer wahr; aber wir können dennoch, auch im hohen Alter, viel unserer Jugendkraft und Festigkeit behalten, wenn wir nur wollen.

Ernst. O, wer wird denn das nicht wollen! Der müßte sich nur selbst feind seyn; und das, denk' ich, laßt wohl jedermann bleiben. Gesundheit ist besser, als Reichthum.

Greis. Gewiß, und doch bringen sich sehr Viele darum, weil sie entweder die Mittel, solche zu erhalten, nicht wissen, oder sie nicht anwenden.

Ernst. Dann sind freylich diese Menschen zu bedauern!

Greis. Ich zähle bereits achtzig volle Jahre, und bin, Gottlob! einige unbedeutende Zufälle ausgenommen, noch nie recht krank gewesen. Du siehst also, lieber Ernst, daß hier das Meiste auf eine gute, vernünftige und ordentliche Lebensart ankomme.

Ernst. Wie gern wollte ich alles genau befolgen, wenn ich nur vorher wüßte, wie ich es anfangen müsse, um recht stark, gesund und

alt zu werden! O, lehre mich's doch, Väterchen!
ich bitte.

Greis. (lächelnd) Also wünschest du auch
einst so ein alter Mann zu werden, wie ich? —
Nun so merke rein auf folgende sieben Regeln,
und beobachte sie pünctlich!

I. Sey aufmerksam von Jugend an, auf die
natürliche Ausleerungen, besonders auf die Lei-
besöffnung und Ausdünstung. Gewöhne dich da-
ran, alle Morgen nach dem Aufstehen dich so
lange hin zu setzen, bis die Natur sich entledigt.
Man kann die Natur gewöhnen, daß sie hernach
von selbst drauf dringt. Und dann hüte dich,
daß du nach einem gehaltenen Schweiß nicht gleich
kalt werdest, oder gar in Zugluft gerathest. Denn
Leibesverstopfung und unterdrückte oder zurück ge-
bliebene Ausdünstungen sind die beyden Haupt-
quellen der gefährlichsten und schmerzhaftesten
Krankheiten.

II. Da Speisen und Getränke dem Körper
täglich neue Theile zuführen und ihn nähren müs-
sen; so beruhen alle drey Stücke der Gesundheit
darauf, daß du 1. deine Speisen und Getränke
mit Sorgfalt wählst und die vermeidest, welche
an sich selbst, oder nach der Erfahrung, dir un-
verdaulich sind, oder nicht wohl bekommen: daß
du 2. das Maaß von Speisen und insonderheit
Getränken zu erforschen suchest, welches deine
Natur verträgt und erfordert, und daß du folg-
lich mäßig lebest, daß heißt, das Maaß beobach-
ten, welches nach der Erfahrung dir zuträglich ist:
endlich 3. daß du ordentlich und zu festgesetzter
Zeit deine Mahlzeiten haltest, damit deine Ver-
dauungs- = Werkzeuge nicht durch Unordnung ge-
schwächt und endlich zerstört werden.

III. Mache dir jeden Tag, in freyer Luft, hinlängliche Leibesbewegung. Das Maß der Bewegung muß sich nach deiner Lebensart richten. Menschen von sitzender Lebensart brauchen mehrere Stunden, wenn andere sich mit einer begnügen. Diese Bewegung aber muß nie kurz vor oder gleich nach der Mahlzeit geschehen, weil sonst die Verdauungskraft geschwächt wird. Aber man muß keinen Tag aussetzen. Alle Tage, das Wetter mag seyn, wie es will (man ziehe sich darnach an) muß man in freyer Luft (wenn sie nur gesund, und nicht mit schädlichen Dünsten, dicken Nebeln u. d. angefüllt ist) seine gesetzten Stunden Motion halten, wenn man recht gesund und fest werden will.

IV. Freye und dabey reine und gesunde Luft ist ein Haupterforderniß, ohne welches alle drey Stücke der Gesundheit nach und nach verloren gehen. Daraus entsteht meine vierte Regel. Sorge dafür, daß du beständig in einer gesunden und frischen Luft lebest. Luft, die mit Dünsten oder andern Unreinigkeiten angefüllt ist, oder stehend, oder zu heiß, oder zu kalt ist, ist der Maschine höchst schädlich, und kann sogar tödtlich werden. Hüthe dich also, daß du nicht in lange verschlossen gewesene Zimmer, Keller oder Höhlen gehst — daß nicht Dampf von Kohlen, Ausdünstung, feuchter Wäsche oder heftige Gerüche oder Dunst von der Balkweise oder Oelfarbe oder ähnliche Luftverunreinigungen in deinem Wohnzimmer geduldet werden u. s. w. Öffne täglich deine Fenster und Thüren, und laß in deiner Abwesenheit eine frische Luft sie durchstreichen. Suche vornehmlich deiner Schlafstätte eine recht gesunde Luft zu verschaffen, und entferne alles daraus, auch Blumen und Pflanzen, (welche des

Nachts gewöhnlich am stärksten ausdünsten) was die Luft verdicken und verunreinigen kann, welche du nicht nur einathmest, sondern auch an allen äußern Theilen des Körpers einsaugest.

V. Veleistige dich des des höchsten Grades von Reinlichkeit an deinem Leibe, (besonders durch fleißiges Waschen und Baden in kalten Wasser als das größte Stärkungsmittel der Natur) in deinen Kleidern, in deinen Wohnungen, und vornehmlich auch in deinen Speisen und Getränken. Denn mit den Unreinigkeiten der Speisen und Getränke schaden wir der Verdauungskraft und erzeugen unreine Säfte, auch wohl Würmer und andere Krankheiten: und mit der Unreinigkeit am Leibe und an Kleidern und Zimmern, die beständig und unvermerkt theils eingeathmet wird, theils auf unsere Haut sich setzet, verstopfen wir nicht nur die Schweißlöcher, und hindern die so heilsame und unentbehrliche Ausdünstung, sondern wir verursachen auch oft die häßlichsten Krankheiten der Haut, und verderben unser Blut.

VI. Die sechste Regel betrifft die Ruhe und den Schlaf. Arbeite täglich mit Eifer und Anstrengung, aber schalte dabey die nöthigen Zwischenräume der Ruhe ein, damit keine Kraft allzulang angespannt werde. Denn Überspannung einer Kraft kann theils die Kraft selbst gänzlich zerstören, theils die Verdauung zernichten, und die gefährlichsten Entzündungen hervor bringen. Insonderheit sorge für hinlänglichen und erquickenden Schlaf. Zuviel Ruhens und Schlafen macht dicke Säfte und zieht Krankheiten nach sich. Aber zu wenige und unregelmäßige Ruhe und Schlaf schwächt den Magen und die Nerven, und bereitet die gänzliche Zerstörung der Maschine vor. Wer Ruhe und Schlaf gehörig abwartet,

wird mit doppelter Kraft und Munterkeit arbeiten, und folglich mehr gewinnen, als die, welche aus übertriebenen Eifer und Fleiß sich Ruhe und Schlaf abbrechen und dadurch Körper und Seelenkraft schwächen.

VII. Die 7te Regel betrifft die Seele. Hüthe dich von allen heftigen Gemüthsbewegungen. Nichts zerstört den Körper mehr, als Leidenschaften. Menschen von heftigen Affecten werden selten alt, und genießen selten eine vollkommene Gesundheit und Heiterkeit.

Ernst. Habe Dank, lieber Vater, für deine Lehren! — Nun weiß ich erst recht vernünftig zu leben.

(Ernst merkte sich alles, alles wohl, worüber ihn der ehrwürdige Greis belehrte; schrieb sich alles auf, und liest täglich darin. Und weil er auch diese Lehren genau befolget; so ist er stets gesund und heiter, und kann auf diese Weise ein frohes und zufriedenes Alter erreichen.)

Fortsetzung.

Ernst. Erlaube mir, liebes Väterchen! wieder ein Paar Fragen an dich zu stellen. Es fällt mir eben etwas ein, worüber ich neulich, bey unserer Unterredung über die Gesundheit, dich zu fragen vergaß, und nun so gern einen Aufschluß haben möchte.

Greis. Frage immerhin, mein Sohn! Deine Wissbegierde gefällt mir; ich will sehen, so viel ich kann, sie zu befriedigen.

Ernst. Also was müßt' ich wohl thun, wenn bey der sorgfältigsten Beobachtung diese

jüngst erwähnten Regeln meine Gesundheit gleichwohl litte, und ich krank würde?

Greis. Man muß hier frisch eintretende und bald sich endende, von langwierigen Krankheiten unterscheiden. Letztere z. B. Sichte, Epilepsie (fallende Sucht) u. s. w. können freylich ohne den Arzt selten gehoben werden. Aber es ist auch gewiß, daß schwerlich ein Mensch dergleichen langwierige Übel zu befürchten haben wird, welcher von Jugend auf jene sieben Regeln beobachtet hat.

Ernst. Kann man bey langwierigen Krankheiten gar nichts thun?

Greis. Das beste ist eine strenge Diät, dahin vornehmlich dieß gehört, daß man äußerst mäßig lebe, nur Speisen genieße, die man leicht verdauet, sich vor allen zu heftigen und erhitzenden Leibes- und Gemüthsbewegungen wahre, die Ausleerungen sorgfältig unterhalte, und alles meide, was die schädliche Materie, die im Körper sitzt und das Übel erzeugt, vermehren oder aufrührisch machen kann. Wer hier recht streng sich beobachtet und regelmäßig lebt, der wird damit mehr ausrichten, als alle Medikamente, und das Übel, wo nicht nach und nach heben, doch gewiß sehr schwächen, und seine Ausbrüche mildern und seltner machen.

Ernst. Aber bey frisch eintretenden und bald sich endigenden Krankheiten kann man wohl den Arzt entbehren?

Greis. Meistentheils. Du mußt. Anfangs wenigstens selbst versuchen, das Übel zu heben, und um das zu können, vor allen Dingen nachdenken, ob du nicht auf die Ursache kommen könntest, aus welcher es entstanden war. — Weißt du aber nun, welches die gewöhnlichen Ursachen sind?

Ernst. Ich denke: Verderbnisse des Magens durch unverdauliche Speisen oder durch Überladung und unterdrückte Ausdünstung oder Erkältung

Greis. Richtig. Nun seh' ich, daß du dir das Vorhergehende recht gemerkt hast. Ich will dir auch noch sagen, was du in beyden Fällen zu thun hast. — Bey Verderbnissen des Magens, wenn der Anfall leicht wäre z. B. nur etwa Mangel an Eßlust, ein Drücken im Magen, kleine Übelkeiten: so enthalte dich 24 Stunden aller Speisen, und suche durch fleißiges Getränk bloß den Magen auszuspielen.

Ernst. Aber wenn es dann nicht besser würde, oder heftigere Anfälle erfolgten?

Greis. Wenn du aus der mit Schleim belegten Zunge, Aufstoßen, Neigung zum Erbrechen, Kopfschmerzen, fieberhaften Bewegungen u. d. g. urtheilen müßtest, daß die ersten Wege sehr mit Unrath angefüllt wären, so könntest du ein Brechmittel nehmen, und wenn das nicht merkliche Besserung bewirkte, einige Tage lang gemeine auflösende Mittel z. B. den Saft des Löwenzahns brauchen, und den fest sitzenden Unrath beweglicher machen, und dann das Brechmittel wiederholen.

Ernst. Sind denn die Brechmittel so heilsam?

Greis. Sie reinigen nicht nur die ersten Wege von altem Unrath, sondern geben auch allen Gefäßen des Körpers eine heilsame Erschütterung, durch welche oft die schädlichsten Verstopfungen gehoben werden. Und, wenn man Schwangere, Hermiöse, (mit Leibschaden Behaftete) Nervenschwache und Brustkranke ausnimmt, so sind sie für alle Menschen ein nie schadendes und gewöhn-

lich durchgreifendes Heilmittel, das roth'amer ist, als die sogenannten Purganzen, welche die Eingeweide theils schwächen, theils ihrer unentbehrlichen Feuchtigkeit berauben.

Ernst. Wenn ich aber bey der Krankheit, heftigere Hitze (wie es kürzlich meinem kranken Patheren Cleon geschah) verspürte?

Greis. So rathe ich dir, gleich vom Anfange, neben dem obgedachten Verfahren, dich des Gerstentranks mit Honig und Weinessig zu bedienen, und den alle Tage so häufig als möglich, zu dir zu nehmen, um dich theils abzukühlen, theils den zähen Schleim immer mehr aufzulösen. Auch wird hier der Gebrauch erweichender Klisire nie schaden und gewöhnlich sehr gute Wirkung leisten. — Freylich wird zuweilen die Krankheit dennoch heftiger, und es erfolgt Phantasieren oder gar heftiges Seitenstechen; —

Ernst. (einfallend) Wozu mühet alsdann der sorgfältige Gebrauch der erst erwähnten Arzneimittel, wenn ihre Wirkung ungewiß ist?

Greis. Sachte, sachte! Laß mich erst ganz ausreden! — Wenn gleich Anfangs das gedachte Verfahren beobachtet wird, in Absicht auf Diät, leichte und kühlende Getränke, von 4 Tagen zu 4 Tagen wiederholte Brechmittel und Klisire; so wird unter zehn Fällen kaum einer seyn, wo die Krankheit heftiger wurde. Geschähe es, so wäre im Verfahren weiter nichts versehen, und der Arzt könnte nun eintreten, wenn man es nicht selbst wagen wollte, den Fall einer nothwendig gewordenen Aderlässe zu bestimmen.

Ernst. Sey nur nicht böse, Väterchen, daß ich dieß Wahl so voreilig war!

G r e i s. Sorge nicht; deine Sache ist ja zu fragen, was du nicht recht begreifst, meine aber, dich darüber zu belehren.

E r n s t. O, guter Vater! wie lieb hab' ich dich dafür! — — Doch weiter zu unserer Materie. Was thue ich, wenn die Krankheit sich durch diese leichten Mittel heben läßt?

G r e i s. Dann fahre lange Zeit noch in strenger Diät fort, und suche durch leichte, aber desto kräftigere und nahrhaftere Speisen und allmählig zunehmende Leibesbewegung und Genuß der freyen Luft die verlohrenen Kräfte wieder herzustellen.

E r n s t. Gut. — Was den Einen Fall betrifft, so bey Krankheiten nähmlich, die von Verderbnissen des Magens durch unverdauliche Speisen oder durch Überladung herrühren,) wäre also das Verhalten berichtigt; merkte ich aber, daß dieselbe von unterdrückter Ausdünstung entstanden wäre, was in diesem Falle?

G r e i s. So ist am besten, wenn du eiligst durch wärmere Leibesbedeckung und warme Getränke z. B. Fliederthee (Hohlunder) u. d. gl. Die Ausdünstung wieder herzustellen, und einen gelinden Schweiß hervor zu bringen suchest. — Findet sich Fieberschauer und darauf große Hitze, und zeigt der starke und schnelle Puls Entzündung an; dann muß sogleich die strengste Diät angefangen und der vorgedachte Gerstentrank in möglichster Menge fortgesetzt getrunken, und dabey alle 2 bis 3 Stunden eine Messerspitze gereinigter Salpeter genommen werden, damit das dicke Geklütt und der zähe Schleim, welchen die Entzündung erzeugt, verdünnt werde. Dabey werden täglich 2 bis 3 Klüftern von Käsepappeln und Honig unentbehrlich seyn. Wird die Hitze sehr groß, daß der Kranke phantasiert; so ist eine starke Aderläße

das einzige Rettungsmittel, und muß dieselbe, wenn keine Erleichterung erfolgt, wiederhohlet werden. —

Wenn die Brust oder der Hals stark entzündet würde und schmerzhaftes Stechen verursachte; da sind, außer dem Aderlassen, Dampfbäder von Wasser und Weinessig, auch warme Umschläge von erweichenden Kräutern in Milch gekocht, und, für Schmerzen im Halse insonderheit, Gurgelwasser von Salbey oder Drymell, oder nur den Stielen von sauren Kirschen, heilsame Linderungsmittel.

Ernst. Und wenn sich nun die Krankheit vermindert?

Griz. Dann ist nichts weiter nöthig, als fortgesetzte gute Diät, und alle Abende ein Klisier. Sollte noch Ekel, Schwere des Kopfes, unreine Zunge u. d. gl. sich äußern; so kann man dem Kranken ein gelind abführendes Mittel geben. z. B. Zwey Unzen Manna mit 2 Loth Glaubersalz. Brechmittel und Purgiermittel sind bey solchen Krankheiten beyde schädlich so wie alle schlafbefördernde und schmerzstillende Mittel zu widerrathen sind. —

Hier hast du, lieber Ernst! die an sich richtige Theorie, wornach man in obgedachten Fällen verfahren, und sich einen guten Erfolg versprechen kann. Zwar gestehe ich, daß bey heftigen Anfällen solcher Krankheiten es besser ist, sich eines verständigen Arztes zu bedienen; jedoch halt' ich es für gut, daß jeder Mensch wenigstens die Regel vernünftigen Verfahrens erlerne: itens damit er sich doch zu helfen wisse, wenn kein Arzt zu haben ist, und itens damit allenfalls, wenn er einmahl einem Ignoraten in die Hände fällt, er ihn kennen, und sein falsches Verfahren sich verbiethen könne. Darum schalte sie immer auch deinem Du-

che ein, wo du sonst alles Wissenswürdiges an-
merktest, damit du dich recht oft daran erinnerst.

Ernst. O, das will ich gern thun, lieber
Vater! — Morgen sollst du alles ordentlich ein-
geschrieben finden.

Carl Mattulit (nach Bahr dt)

Der Löwe und die Maus.

Eine Fabel.

Sey immer gut mit jedermann!
Kein Mensch ist je klein,
Daß es dir gar nicht nützen kann,
Auch nicht kann schädlich seyn.
Als König Löw, im Hain, einst schlief,
Da spielten Mäuse dort,
Und jagten sich. Ein Mäuschen lief
Grad übern König fort.
Der Löw, erwacht, greift schnell um sich,
Erhascht die Maus. Sie fleht
Gnad, und Pardon demüthiglich
Von seiner Majestät.
Herr König, hab die Arme an,
Ach schenk das Leben mir!
Hab, ich's doch nicht mit Fleiß gethan.
Mein Tod, was hilft er dir?
Der König denkt bey sich: „wohl wahr!
Ein solcher Sieg bringt nie
Mir Ehr', ihr Leben nie Gefahr.“
Und so entließ er sie.
Ihr Loch nimmt sie nun wieder ein.
Nach einer kurzen Zeit
Hört sie ein Heulen in dem Hain,
Und eilt zu sehn, wer schreyt:

Und sieh! der Löwe liegt halbtodt
 Im Garn, und brüllet sehr.
 Sie sieht voll Mitleid seine Noth,
 Geht suchend hin und her,
 Und findet dann den Knoten, spricht:
 „Wer Gnad an mir gethan,
 „D! deß vergess' ich ewig nicht.“
 Und fängt zu nagen an,
 Und nagt und bilft — wie wunderbar!
 Ihm aus dem Garn heraus.
 Er springt hervor und freuet sich,
 Und dankt der guten Maus.

J. Ph. Neumann.

Großmuth im Kleinen.

Fritz hatte einen Schrötter am Zwirne gebunden, er ließ ihn bald fliegen, bald wieder auf der Hand laufen. Auf einmahl zwickte der kleine Käfer *Fritzen* mit seinen Hörnern so in den Finger, daß er laut schrie. Unwillig warf er seinen Schrötter auf die Erde, und wollte ihn schon mit dem Fuße zertreten. — Ey dachte er, habe ich dich nicht selbst gepeiniget, da ich dich, wie einen Gefangenen herumschleppte. Du that'st es gewiß nur, um die Freyheit zu erlangen. Diese sollst du haben. Den Zwirn herab! Husch, fliege fort.

L. Chimani.

*) Hirschkäfer oder Schrötter st. Hörndler.

Die abergläubige Magdalene.

Magdalene = ward als ein Kind von einer alten Muhme gewartet, welche nicht gut mit Kindern umzugehen wußte. Wenn das Kind schrie; so glaubte die Alte, es nicht besser beruhigen zu können, als durch Furcht. Sie drohete ihm, daß ein schwarzer Mann kommen, und das Kind in den Sack stecken würde. Glaubt ihr denn, daß es solche schwarze Männer gibt, welche die Kinder in den Sack stecken? Indessen hatte es die Folge, daß Magdalene sich vor Dingen fürchtete, die in der ganzen weiten Welt nicht zu finden sind. —

Magdalene ward größer, und hörte, wie alle Kinder, gern erzählen. Weil nun ihre alte Muhme nichts kluges zu erzählen wußte, so erzählte sie ihr von todtten Menschen, die sich hatten sehen lassen, von Hexen und Feen, die andern Menschen Schaden zugefügt hätten, vom Nixe, vom Kobolte, und dergleichen Gespenstern. Dadurch verleitete sie Magdalenen zum Aberglauben, das heißt: sie machte, das Magdalene Dinge für wahr hielt, die noch nie ein Mensch weder gesehen, noch gehört, noch sonst empfunden hat. Auch da diese größer ward, glaubte sie das alberne Zeug, und machte sich dadurch lächerlich.

Als sie einmahl mit ihrem Bruder allein zu Hause war, kam gegen Abend der Nachbar Kranz und wollte bey ihren Aeltern ein Paar Backkörbe borgen. Magdalene sagte: Sie wollte sie

*) Backkorb st. Simperl; spucken st. umgehen; necken st. reißen.

ihm gern hohlen, aber, die Backkörbe lägen auf dem Schüttboden, wohin sie bey Abende nicht gehen könnte. „Und warum nicht? fragte R r a n z. „Weil es oben spuckt, war die Antwort. „Es ist seit meines Lebens ein Gespenst auf dem Boden, welches alle Menschen neckt, die des Abends hinauf kommen.“ Der Nachbar erboth sich mit ihr zu gehen, im Dunklen, oder mit der Laterne, wie es ihr gefiele; aber da sie auch das nicht wollte, so nahm er ihren zehnjährigen Bruder, ging mit ihm auf den Boden, und hohlte die Backkörbe, ohne daß ein Gespenst sich hätte merken lassen.

Einige Zeit darauf ging M a g d a l e n e über Feld. Der Prediger begegnete ihr, und fragte sie, wo sie hin wollte? Da erzählte sie ihm, daß sie schon lange einen Schaden am Fuße hätte, der nicht heilen wollte. Die Leute hätten ihr gesagt, sie wäre behext; darum wollte sie nach Mägeln gehen, und den klugen Mann bitten, ihr die Heze zu nennen, die ihr diesen Schaden zugefügt hätte. Der Prediger antwortete ihr: Meine Tochter, ich rathe dir, wieder umzukehren, und die Leute zu fragen, woher sie es wissen, daß du behext bist? — Gib Acht, es wird dir kein Mensch eine Antwort darauf geben können: und daraus wirst du sehen, daß die Leute nichts wissen, und daß du betrogen bist.“

Zu einer andern Zeit hatte sie gehört, daß man Geld fände, wenn man drey Freytag nach einander auf den Todtenacker ginge, und sich mit Aussprechung gewisser Worte, auf die 3 neuesten Gräber setzte. Weil sie nun Geld zu finden wünschte; so wollte sie den Versuch machen. Ihr Vater vermifchte sie den ersten und zweyten Freytag und erkundigte sich nach der Ursache dieser Wanderungen. Da M a g d a l e n e ihm nun ihre

Absicht erklärte, so lachte er über ihren Einfall und fragte sie: Ob sie gewiß wüßte, daß schon jemand auf diese Art Geld gefunden hätte? — Magdalenene sagte: Nein! „Nun so wirst du auch sicherlich keines finden,“ antwortete der Vater. Lieber bleib zu Hause, und arbeite etwas nützliches; so wirst du das Geld zwar nicht finden, aber ehrlich erwerben lernen. „Hatte der Mann recht?“

Thieme.

**Nuch in seinen Freystunden kann man sich
nützlich beschäftigen.**

Nton war ein herzenguter Knabe, folgsam den Lehren seiner Ältern, aufmerksam in der Schule, und wißbegierig zu allem Guten. Er wurde darum auch von allen Menschen geliebt.

Um sogar seine Freystunden gut anzuwenden: ersann er verschiedene Beschäftigungen, mit denen er sich zu allen Jahreszeiten abgeben konnte.

In Winter las er hübsche Bücher, illuminierte Bilder und Landkarten, oder zeichnete, oder machte allerley Zauberkünste, wie er sie in einem Buche beschrieben fand, und unterhielt damit seine Gespielen, und belehrte die Unwissenden, die von ungefähr dazu kamen.

Im Sommer hatte er von seinem Vater einen kleinen Platz zu einem Gärtchen geirrigt, weil er sich so gut aufgeföhret hatte. Da war ein Theil, wo er Blumen zog, ein Theil war mit Bäumchen besetzt, auf einem Beete hatte er Küchengewächse, ein anderes war zu Kräutern bestimmt, die der Gesundheit sehr zuträglich sind, und von allen diesen abgefondert hatte er einen Platz, worauf

er Giftpflanzen, und schädliche Kräuter und Beeren unterhielt.

Über alle diese Sachen hatte er ein Büchlein zusammen geschrieben, worin alles angemerkt war, was ihm verständige Leute darüber gesagt oder gerathen hatten, oder was er in Büchern darüber fand.

In seinen Freystunden war dann seine liebste Beschäftigung, alle diese Pflanzen zu begießen, zu reinigen und nach ihrer Art zu pflegen. Kamem Gespielern oder andere Leute zu ihm, so erzählte er ihnen von der Art, den Wirkungen, dem Nutzen und Schaden dieser Gewächse allerley merkwürdige Sachen, und wußte recht artige Geschichten darunter zu mengen.

Dadurch unterhielt er sich, vergnügte seine Cameraden und bewahrte manche Personen von dem Genuße schädlicher Gewächse.

Oft, wenn er, die kleine Gießkanne in der Hand, so in dem Gärtchen herum ging, sang er aus zufriedenen Herzen folgendes Liebchen:

Liebes Gärtchen! voll Entzücken
Wandle ich in dir herum;
Deine Thür schafft meinen Blicken
Täglich ein Elisium.

Du belohnst mit Wohlgeruche
Deines Pflegers kleine Mühe,
Und aus dir, gleich einem Buche,
Liest er Gottes Poesie.

Meine Kanne gibt dir Leben,
Du ertheilst Gesundheit mir,
Labst, belehrest mich daneben;
Jedermann hat Lust an dir.

Fröhlich lacht mir Gottes Erdchen,
 Wenn ich deine Blumen band.
 Flore denn, meine trautes Gärtchen!
 Flore unter meiner Hand!

M. M a y e r (abgeändert.)

Der ungeschickte Vogelfütterer.

Herr v. D*. war ein besonderer Liebhaber der Vögel. Ein eigenes Zimmerchen hatte er ihnen gewidmet, worin immer neuer Zuwachs ankam. Dadurch wurde ihre Anzahl so groß, daß er, um nicht seine andern, wichtigern Geschäfte zu versäumen, sich genöthigt sah, einen eigenen Fütterer aufzunehmen. Er vertrauete diese Verrichtung, da er sie für leicht hielt dem nächst besten Menschen, der sich dazu anboth. Er schmeichelte den Vögeln in der Gegenwart ihres Herrn und zeigte den besten Willen, ihrer gut zu warten. Leider war aber sein Wille nicht der beste, sonst hätte er ihn auch antreiben müssen, sich mit den Mitteln und Vorsichten bekannt zu machen, welche seinem neuen Geschäfte verbunden waren, und die mit sie auch anwenden müssen.

Aber das that er nicht, weil sein Wohlwollen gegen die lieben Vögelchen nur geheuchelt und nicht echter Art war.

Als ihm die Vögel übergeben waren, reifete Herr v. D*. ab. Vor seiner Abreise befahl er dem neuen Wärter, jeder Art der Vögel ihr eigenes Futter zu geben, welches er zu dem Ende in mehrere abge sonderte Behältnisse abgetheilet hatte. Aber der neue Stellvertreter glaubte, klüger zu handeln, wenn er alle Vögel mit demselben Fut-

ter verführe. Es ist ja viel ordentlicher, dachte er, und bequemer von der Lade A zur Lade B, C, D und so weiter bis Z zu gehen.

Der Anfang wurde also mit der Lade A gemacht. Es war nur Futter für eine Art. Die andern frassen nichts. „Frest es liebe Vögelchen! sprach er mit einem dummen und eigensinnigen Wohlwollen, fresset, es ist ja gutes Futter.“

Die Vögel frassen nichts.

Das ist doch ein Elend! rief er aus, warum bin ich denn da, wenn ihr nicht fressen wollet? „Mit diesen Worten warf er ihnen von neuem „dasselbe Futter vor. — „So das freuet mich,“ sagte er zu denen, die ihr Futter kannten, daß „ihr so fleißig zuhacket. Es wird euch auch sehr wohl „bekommen.“

So wurde die Lade A leer.

Nun kam die Reihe an die Lade B. Gegen dieses Futter thaten nun diese fremd, welche vorher fleißig gefressen hatten, und die, für welche die weder in A noch B die angemessene Nahrung war, hörten allmählich auf zu singen, wurden mager, traurig, ließen die Flügelchen hängen, und verhungerten einer um den andern. U's Herr v. D*. zurück kam, fand er seine Lieblinge mehr, als um die Hälfte vermindert.

Kinder, welche das Unglück haben, unter solche Pfleger, Führer oder Wärterinnen zu gerathen, haben kein besseres Schicksal zu erwarten. Durch unvorsichtige Wahl und unechtes Wohlwollen werden sie zu Grunde gerichtet.

U. Bacher.

Heldentod des Leonidas.

Rajg Xerxes war ein Feind der Griechen, und er entschloß, dieses Volk ganz zu vernichten. Mit der zahlreichsten Armee, die jemahls die Erde verwüstet hatte, brach er gegen sie auf.

Er mußte über eine Meerenge. Darüber wurden zwey Schiffbrücken geschlagen, und sein Herr brauchte 7 Tage und 7 Nächte, um darüber zu kommen; die Bagage einen ganzen Monath. Er hatte ja 1,700,000 zu Fuß, und 80,000 zu Pferde, 20,000 Araber und Lybier führten die Kammele und die Wagen. Die Flotte bestand aus 1207 dreyrudrigen Galeeren, die alle bey 241,400 Mann enthielten. Sie waren von 3000 Lastschiffen begleitet, in denen, wie man annimmt, 240,000 Mann waren. Diese ungeheure Macht ward bald durch 300,000 Krieger vermehrt, die man aus Thrazien, Macedonien, Jonien und andern Völkern zog. Die nächstgelegenen Inseln lieferten mehr, als 120 Galeeren, auf denen sich 24,000 Menschen befanden. Seht man zu dieser ungeheuren Menge eine fast gleiche Zahl von nöthigen oder unnützen Menschen, die in dem Geschleppe der Armee waren, so wird man finden, daß 5 Millionen Menschen ihrem Vaterlande entrissen waren, zu keinem andern Zwecke, als um — ganze Nationen zu vernichten, und den Ehrgeitz eines Rathgebers des Königs zu befriedigen, der *Marbonius* hieß.

Diesem unermesslichen Kriegsheere konnten die Griechen nur wenige Mannschaft, und wenige Schiffe entgegen stellen. Man wußte, daß die Armee des persischen Königs Xerxes durch einen engen Paß, welcher *Thermopyle* hieß,

durchzusehen mußte. Hier beschloßen die Griechen, sich entgegen zu stellen, um die ungeheure Anzahl der Feinde wenigstens aufzuhalten.

Das Vaterland erwählte den Leonidas, um sich mit einer Anzahl Krieger auf diesen allergefährlichsten Posten zu stellen. Er sah sein Schicksal voraus, und unterwarf sich dem Befehle mit vieler Seelengröße. Er nahm nicht mehr, als 300 Spartaner zu seiner Begleitung mit, die eben so tapfer waren, als er, und deren Gesinnungen er kannte. Die Ephoren (Rathsherren) stellten ihm vor, daß eine so kleine Anzahl von Soldaten ihm nicht hinlänglich könnte. Es sind, sagte er, freylich nur wenig, um den Feind zurück zu halten; aber immer genug zu dem Zweck, den sie sich vorsetzen. Und welcher ist der? erwiederten die Ephoren. Unsere Pflicht ist, sagte er, den Paß zu vertheidigen, unser Entschluß, darüber zu sterben. 300 Schlachtopfer sind hinlänglich zu Sparta's Ehre. Es würde unwiderrüßlich verloren seyn, wenn es mir alle seine Krieger anvertraute; denn ich weiß gewiß, daß kein einziger von ihnen wagen würde, davon zu fliehen.

Einige Tage nachher sah man zu Lacedemon ein Schauspiel, an welches man nicht ohne Rührung denken kann. Die Gefährten des Leonidas feyerten zum voraus sein und ihr Leichenbegängniß durch einen Begräbniskampf, dem ihre Väter und ihre Mütter beywohneten. Nach geendeter Ceremonie gingen sie aus der Stadt, begleitet von ihren Anverwandten und Freunden, von denen sie auf immer Abschied nahmen. Und hier war's, wo Leonidas, als ihn seine Gemahlinn seines letzten Willens wegen fragte, ihr zur Antwort gab; Ich wünsche dir einen Bräutigam, der deiner würdig ist, und Kinder, die ihm ähnlich sind.

Leoni das beschleunigte seinen Marsch. Auf seinem Wege zog er einige Hilfstruppen an sich, und so eilte er zu dem obenannten Pässe. Er besteht aus mehreren Bergen, Felsen und Hügelu. Zwischen denselben und dem Meere führt ein einziger Weg, oder vielmehr eine Chaussee, die in einigen Puneten nicht mehr als 7 oder 8 Fuß breit ist. Allenthalben hat man von einer Seite jähe Berge, und von der andern das Meer, oder unzugängliche Moräste; der Weg wird auch oft durch Waldströme oder stehende Wasser unterbrochen. Sonst führt auch noch ein Fußsteig seitwärts auf die Spitze des Gebirges.

Leoni das postierte sein Heer so, daß alle Zugänge mit einiger Mannschaft besetzt waren. Kaum waren diese Verfügungen getroffen, als man das Heer des Xerxes eine große Ebene vor sich hin mit einer unzählbaren Menge von Zelten bedecken sah. Bey diesem Anblick gingen die Griechen zu Rathe, welche Parthey sie nehmen sollten. Der größte Theil der Anführer schlug vor, sich an eine Erdenge zurück zu ziehen; aber da Leoni das diesen Vorschlag verworfen hatte: so begnügte man sich damit, daß man Laufer abschickte, um die Hülfe der verbundenen Städte zu beschleunigen.

Jetzt erschien ein persischer Reiter, der vom Xerxes abgeschickt war, um die Feinde zu recognosciren (ihre Anzahl Stellung und alles Mögliche auszuforschen). Der Vortrapp der Griechen bestand diesen Tag aus Spartanern. Die einen übten sich in Kampfspieleu, die ander kämmtu ihr Haar; denn die erste Sorge in dieser Art Gefahren war die die, ihr Haupt zu schmücken. Man ließ dem Reiter Muße, heran zu kommen, sie zu überzählen, und ihn zurück reiten, ohne sich um

ihn zu bekümmern. Da eine Mauer ihm den übrigen Theil der Leute des *Leondas* verdeckte, so gab er dem *Xerxes* nur die Liste von 300 Mann, die er bey dem Eingange des Defilees (des engen Weges) gesehen hatte.

Der König erstaunte über die Ruhe der *Lacedemonier*, und wartete einige Tage, um ihnen Zeit zur Überlegung zu lassen. Am fünften schrieb er an den *Leondas*: Willst du dich unterwerfen: so will ich dir die Herrschaft über die Griechen geben. *Leondas* gab ihm zur Antwort: Ich will lieber für mein Vaterland sterben, als es unterjochen. Ein zweyter Brief des Königes enthält nichts, als diese Worte: Gib mir deine Waffen! *Leondas* schrieb darunter: Komm und nimm sie!

Xerxes, von Jorn übermannt, läßt die *Meder* und *Cister* heran marschiren mit dem Befehl, diese Menschen lebendig gefangen zu nehmen, und sie sogleich vor ihn zu führen. Einige Soldaten laufen zum *Leondas*, und sagen zu ihm: Die Perser sind nahe bey uns! *Leondas* antwortete ihnen ganz kalt: Saget vielmehr daß wir nahe bey ihnen sind, Sogleich geht er mit einem Ausbruch seiner Truppen aus der Verschanzung heraus, und gibt das Zeichen zum Treffen. Die *Meder* dringen wüthend heran, ihre ersten Glieder stürzen unter den griechischen Pfeilen und Lanzen; die, welche sie ersetzen, haben ein gleiches Schicksal. Mann an Mann dicht angegeschlossen, und mit großen Schilden bedeckt, formiren die Griechen eine Fronte mit langen Picen. Immer neue und neue Truppen rücken vergebens heran, um sie zu durchbrechen. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen bemächtigt sich der Schreck der *Meder*; sie stehen, und an ihre Stelle kommt

ein Corps von den 10,000 Unsterblichen, welche Hydarnes commandirte. Nun ward das Gefecht blutiger. Die Tapferkeit war vielleicht von beyden Seiten gleich; aber die Griechen waren den Persern durch Stellung und Waffen überlegen, die Hien der Perser waren zu kurz, und ihre Schilde zu klein; sie verloren viel Volk und Xerxes, der das Gefecht mit ansah, hob sich, sagt man, mehr als ein Mahl von seinem Thronessel, und fürchtete für sein Heer.

Den Tag darauf erneuerte sich das Gefecht, aber mit so wenig Glück von Seiten der Perser daß Xerxes verzweifelte, die Passage (den Durchweg) zu gewinnen. Unruhe und Schande quälten seine stolze und kleinmüthige Seele, als ein Einwohner dieser Districte, Namens Epialtes, ihm den fatalen Fußsteig entdeckte, durch welchen man die Griechen dahin bringen konnte, daß sie sich drehen mußten. Voll Freude darüber schickt Xerxes sogleich den Hydarnes mit dem Corps der Unsterblichen ab. Epialtes dient ihnen zum Wegweiser; sie gehen mit einbrechender Nacht ab; sie dringen durch das Eichengehölz, womit die Seiten des Berges bedeckt sind, und kommen an die Orter hin, wo Leonidas ein Detaschement (einen abgeschickten Theil der Mannschaft) seines Heeres hingestellt hatte.

Hydarnes nahm dasselbe für ein Corps von Spartanern; aber als ihn Epialtes berichtet hatte, daß es Phozeser wären, so bereitete er sich zum Gefechte, indem aber sah er diese, nach einem kleinem Widerstande, sich auf die nahe gelegenen Anhöhen flüchten. Die Perser setzten ihren Marsch fort.

Während der Nacht war Leonidas durch persische Überläufer von ihrem Plan unterrichtet

worden, und den Tag darauf ward er es durch die Schildwachen, die von den Anhöhen herab gelaufen kamen. Er sah nun, daß sie durchgebrochen wären. Auf diese schreckliche Begebenheit versammelten sich die Anführer der Griechen. Da einige der Meinung waren, man müßte Thermopyle verlassen, die andern, man müßte bleiben: so beschwor sie Leonidas, sich für glücklichere Zeiten zu sparen, und erklärte, was ihn und seine Gefährten anbeträfe, so wäre es ihnen nicht erlaubt, einen Posten zu verlassen, den Sparta ihnen anvertraut hätte. Die Thespier schwuren, sie wollten die Spartaner nicht im Stiche lassen; die 400 Thebaner nahmen, sey's mit Willen, sey's aus Zwang, die nämliche Parthey. Der Rest der Truppen hatte Zeit, aus dem Defilee zu gehen.

Unterdeß bereitete sich dieser Held zu der kühnsten aller Unternehmungen. Es ist nicht hier, sagte er zu seinen Gefährten, wo wir streiten müssen; wir müssen in das Zelt des Perres gehen, ihn tödten, oder mitten auf dem Schlachtfelde sterben. Seine Soldaten antworteten ihm nur durch einen Freudenschrey. Er läßt sie ein mäßiges Gastmahl einnehmen, und sagt dabey zu ihnen: Wir werden bald ein anderes beyhm Pluto einnehmen. Alle seine Worte ließen einen tiefen Eindruck in den Gemüthern. Nahe daran, den Feind anzugreifen, fühlt er sich gerührt von dem Schicksal zweyer Lacedemonier, die ihm durch Blut und Freundschaft verwandt waren; er gibt dem ersten einen Brief, dem zweyten einen geheimen Auftrag an den Magistrat in Lacedemon; aber sie antworteten ihm: wir sind nicht hier, um Bothenträger zu seyn, sondern zu streiten, — und ohne seine Antwort zu erwarten, gehen sie hin, und stellen sich in ihre Glieder.

Mitten in der Nacht gehen die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem Defilee, marschiren mit verstärkten Märschen in die Ebene, bemächtigen sich der Vorposten, und bringen in das Lager des Xerxes ein, der schon die Flucht ergriffen hatte. Sie gehen in die nahegelegenen Zelte, verbreiten sich auf dem Felde, und sättigen sich an Blut und Mord. Das Schrecken, das sie mit sich bringen, verstärkt sich bey jedem Schritt, in jedem Augenblick, durch immer gräßlichere Auftritte. Jedes Gemurmel, jedes Schreckgeschrey verkündigt es, daß die Truppen des Hydarnes gänzlich niedergemacht sind, und daß die ganze persische Macht es durch dieß vereinigte Heer Griechenlands bald seyn wird. Die Kühnsten der Perser, die in der Bestürzung die Stimme ihrer Generale nicht vernehmen konnten, und nicht wußten, wohin sie gehen, oder wo sie schlagen sollten, stürzten sich auf gut Glück in das Schlachtgedränge, und kamen einer durch des andern Hand um, — als die ersten Strahlen der Sonne ihren Augen die kleine Anzahl der Sieger entdeckte. Sogleich stellen sie sich in Reihe und Glied, und greifen die Griechen von allen Seiten an. Leonidas fällt unter einem Hagel von Pfeilen. Die Ehre, seinen Körper davon zu tragen, erregt zwischen seinen Gefährten und den stehbarsten Persern ein schreckliches Gefecht. Zwey Brüder des Xerxes, eine Menge von Persern und viele Lacedaemonier verloren dabey das Leben. Endlich tragen die Griechen, obgleich erschöpft und geschwächt durch ihre Verluste, ihren General davon, und treiben vier Mal den Feind in den Paß zurück. Nachdem sie das Defilee gewonnen, setzen sie über die Verschanzung, und postiren sich auf einem kleinen Hügel. Hier vertheidigten sie sich noch einige

Augenblicke sowohl gegen die Truppen, welche sie verfolgten, als gegen die, welche Hydarnes von der andern Seite des Passes gegen sie anführte. —

Verzeiht, edle Schatten! der Schwäche des Ausdrucks meiner Empfindungen. Das Andenken eures Heldentodes wird nie verlöschen, und bis zu den spätesten Jahrhunderten wird euer Beyerispiel in aller Herzen, die ihr Vaterland lieben, Bewunderung und Begeisterung erwecken.

Aus und nach der Reise des
jungen Anacharsis durch
Griechenland. — G.

Die Schülerinn Laurette.

Laurette besuchte eine öffentliche Mädchenschule. Sie ward von ihren Altern reinlich gekleidet und ihr Betragen war größtentheils anständig und sittsam. Man hätte meinen sollen, daß sie bey Lehrern und Mitschülerinnen würde beliebt gewesen seyn; aber das war sie nicht. Woher mochte das wohl kommen? Vermuthlich hatte sie zu sehr merken lassen, daß sie sich selbst für ein wenig besser hielt, als ihre Mitschülerinnen. Man kann wirklich besser seyn als andere Menschen: das beleidigt Niemanden; aber, wenn man sich selbst für besser hält; das nehmen sie übel. Daher waren alle diejenigen, die gern Muthwillen trieben, Lauretten gehässig, suchten sie bey aller Gelegenheit zu schabernackeln. Dem Lehrer hatten sie beygebracht, daß Laurette gewöhnlich über ihn lächelte und spottete, so oft er ihr den Rücken zugekehrte. Andere Mädchen brachten bisweilen Spielereyen mit in die Schule und steckten sich während des Unterrichts einander zu. Wenn denn nun Stö-

rung daraus entstand und der Lehrer nach den Urhebern fragte: so beschuldigten sie L a u r e t t e n , daß sie die Spielsachen mitgebracht hätte. Diese behauptete freylich ihre Unschuld: allein sie fand keinen Glauben. Endlich klagte sie einmahl ihren Altern, daß sie in dieser Schule sehr gemißhandelt würde; daß sie weder das Zutrauen des Lehrers, noch die Liebe ihrer Mitschülerinnen gewinnen könnte, bath auch zugleich, sie lieber anderswo unterrichten zu lassen. Weil aber an demselben Orte nur diese einzige Mädchenschule war, und L a u r e t t e n s Altern sich nicht anders zu helfen wußten: so verwiesen sie sie zur Geduld und ermahnten sie, nur darnach zu streben, daß sie ein gutes Gewissen behielte.

Ihre ältere Schwester, die ein wenig starrköpfig war, gab ihr den Rath: sie sollte entweder ihren Mitschülerinnen Gleiches mit Gleichem vergelten und sie auch bey dem Lehrer anklagen; oder sie sollten durchaus nicht mehr in diese Schule gehen: ihre Altern möchten sagen, was sie wollten. Haltet ihr diesen Rath für vernünftig? Aber dazu hatte L a u r e t t e keine Lust; denn das Eine, sagte sie, würde Rache seyn und das andere Ungehorsam gegen die Altern. Seydes ist Unrecht. Lieber will ich leiden, was möglich ist, als Etwas thun, was ich selbst für unrecht erkenne. Vielleicht sieht es der Lehrer bald ein, daß mir Unrecht geschieht. Habt ihr Ursache L a u r e t t e n hierüber zu tabeln? oder wißt ihr einen besseren Rath zu geben?

* Sittenspruch.

Wenn bey Thaten du nur simst,
 Was du im Erfolg gewinnst:
 Bist du mehr, als blosser Krämersmann?
 Doch bey dem Handeln das nur sehn,
 Was gut an sich ist und schön:
 Dieß nur steht der Weisheit Schülern an.
 G.

* Katechetenlohn.

Es ist für einen Freund der Kinder gewiß nichts so schmerzlich, als wenn er erfahren muß, daß seine guten Lehren von den Kleinen in den Wind geschlagen werden und sie des Dankes und der Ehrfurcht vergessen, die sie ihm für eine so große Wohlthat: als die Einflößung der Religion ist, schuldig wären. Und doch gibt es hier und da solche Kinder, die für einen Apfel, ein Brot- oder Geldstück, oder eine unnütze Spielerey dem mit Freuden danken, der sie ihnen gibt, aber den, der ihnen die größte Wohlthat erweist, der sie lehret, dem Willen Gottes gemäß, vollkommen und der höchsten Glückseligkeit würdig zu werden, kaum ansehen, wenn sie ihm begegnen, ihn kaum eines Grußes, vielweniger derjenigen Ehrerbietung würdigen, die seine vortreffliche Lehre, sein nachahmungswerthes Beyspiel und sein Stand verdienen. Was haltet ihr wohl von solchen Kindern? —

Aber welche Freude muß es für einen Jugendfreund und Lehrer der heiligen Religion seyn, wenn er bemerkt, daß der ausgestreute Same seiner guten Lehren auf gute Herzen fällt, daß er Frucht

bringet, und daß seine Lehrlinge von Zeit zu Zeit in allem Guten so zunehmen, daß sie der Trost, das Vergnügen ihrer Aelter, und das Beyspiel aller übrigen Kinder seyn können! Ich habe meine Pflicht gethan, das ist mir genug — dieser selige Gedanke wird das Gefühl der Selbstwürde, und unnennbare Zufriedenheit in der Seele des christlichen Lehrers der Religion verbreiten. Wie aber, wenn selbst die Unmündigen den Werth der ihnen erwiesenen Wohlthat erkannten? Wenn sie jede Gelegenheit benutzten, diesem Stifter ihres Glückes den geheimen Herzensdank zu erkennen zu geben? — Was würden meine jungen Leser und Leserinnen von solchen Kindern halten?

Ja, alles Gute läßt sich von so wohlgesitteten Seelen erwarten, sie verdienen andern Kindern zum Muster vorgestellt und mit derjenigen Achtung bekannt gemacht zu werden, die ihrem gutgearteten Gemüthe zukommt. Mit Freuden wollte ich sie alle in diesem Buche nennen, wenn ich nur Gelegenheit hätte, von ihnen Nachricht zu erhalten. Nicht um sie durch dieses Lob zur Fortsetzung ihrer guten Denkungsbart aufzumuntern. Nein! man muß seine Pflicht thun, wenn man auch nicht dafür gelobet, ja wenn man sogar getadelt würde. Denn darin besteht die Tugend. Aber um durch ihr gutes Beyspiel auch andere Kinder zu gleichen Gesinnungen des Dankes und der Befolgung guter Lehren zu ermuntern, bloß darum würde ich ihre Namen gern allen meinen Lesern bekannt machen. Haltet ihr das für recht?

Nun denn, was hält mich ab, euch wenigstens ein solches Beyspiel aufzustellen? — In dem Markte Stockerau ertheilte der Herr Cooperator und Benefiziat als Katechet den Schülern mit der größten Herablassung und aller Sorgfalt

den Religionsunterricht. Die Früchte davon waren, daß die guten Kinder nicht nur bey öffentlicher Prüfung (ich war Zeuge) sich durch gute Antworten auszeichneten: sondern daß auch einige derselben noch auf andere Weise zu erkennen gaben, daß Religion nicht bloß das Geschäft der Lippen, sondern in wahre Herzensgesinnung übergegangen sey. Nach vollendetem Schul-Curse schrieben sie an den geliebten Lehrer der Religion folgendes Briefchen:

„Ehrwürdiger, Hochzuehrender
geistlicher Herr D e n n a t e!“ *)

Wir beyde, Caroline Mezner und Anna Mayerhoferinn, unterfangen uns, unsern schuldigsten wärmsten Dank für Ihren dieses Jahr hindurch uns gegebenen catechetischen Unterricht abzustatten; besonders aber danken wir Ihnen für die letzten schönen Jugendlehren, und das für uns verrichtete Gebeth. — Wir werden mit der Gnade Gottes Ihre Lehren zu befolgen trachten, und auch nicht unterlassen, unser unwürdiges Gebeth für Ew. Ehrwürden, als unsern Seelenwohlthäter, zu verrichten. Es wäre sogleich unsere Schuldigkeit gewesen, Ihnen dafür mündlich zu danken; allein unsere Herzen waren zu ge-

*) Der verdienstvolle Kinderfreund verzeihe mir die Bekanntmachung seines Namens, die er sich aus der Besorgniß, schieß beurtheilt zu werden, ausdrücklich verbeethen hat. Gute Menschen (und nur an dem Urtheile dieser ist uns gelegen) urtheilen immer gut und die werden es auch in diesem Falle nicht übel deuten, daß der Name eines Freundes der Kinder bey dem Namen derjenigen stehe, die durch wahres Dankgefühl seinen Unterricht so bewährten. A. D. P.

rührt und unsere Zungen mußten schweigen. Wir danken Ew. Ehrwürden noch zuletzt vielmahl, und bitten, Sie möchten unser Unternehmen nicht für Kühnheit, sondern für wahren Eifer der Dankbarkeit ansehen. Wir wünschen Ew. Ehrwürden Gnade noch länger zu verdienen, indem wir mit aller Ehrfurcht die Hände küssen,

Und hoffen, daß wir Sie einst sehen,
Von uns umringt, dort oben stehen,
Wo unser aller Vater wohnt,
Der jede gute That belohnt.

Caroline Mezner.
G.

Der Marder und die Kaze.

Eine Fabel.

Du bist wohl glücklich, Muhme! sagte der Marder zu einer Kaze, die ihm auf dem Dache begegnete. Dich haben die Menschen in ihren Zimmern; sie füttern dich: ja sie streicheln und liebkoosen dich noch obendrein. Aber mich verfolgen sie überall; mit Lebensgefahr muß ich meine Nahrung suchen. Man bemüht sich igt mich mit Prügeln todt zu schlagen, igt zu erschießen; man richtet mir Fallen; man zerstört meine Nester; ja ich be-
be schon, wenn ich nur einen Menschen wittere.

Das soll mich nicht wundern, miaute die Kaze, du fängst ihnen ja immer die Hühner, Tauben und anderes Geflügel weg. Wer andern Schaden thut, der befürchtet mit Recht wieder Schaden von ihnen.

L. Chimani.

* Der Mond und der Hund.

Als, mit Strahlen angethan,
 Titans Schwester ihre Bahn
 Durch den Sternkreis begann;
 Sah der Pudel Tamerlan
 Dem geweihten Silberwagen
 Neidvoll nach. Es ärgert' ihn,
 Daß sie so voll Pracht erschien.
 Länger ihren Glanz ertrager
 Ist Unmöglichkeit für ihn.
 Und so viel er immer kann,
 Best er Lunens Gottheit an.
 Doch was halfs dem dummen Beller?
 Er wollt, ihr den Glanz entziehn;
 Aber, da er bellte, schien
 Göttinn Phöbe nur noch heller.

Freund! hörst du einen Dümmling
 Einst einen Weisen schmähn,
 Dann sollst du dich erinnern
 An dieses Fabelchen.

J. Ph. Neumann.

* Einige Sittensprüche.

(Auch als Verse zu Vorschriften zu gebrauchen)

Wer durch eiteln Putz und Nachäffung zu gefallen denkt, der wird höchstens angegafft; aber loben wird ihn kein Kluger.

Bilde dir nichts auf dein glattes Gesicht
oder auf deine Kleider ein; denn beyde sind
sehr vergängliche Vorzüge.

Wer darum geehrt seyn will, weil er Geld
hat, der gibt zu erkennen, daß er für seine Per-
son gar keiner Ehre werth ist.

Wenn du andere Menschen darum verach-
test, daß sie weniger wissen, als du: so machst
du dich selbst denen verächtlich, die weit mehr
wissen, als du.

Wenn du gelobt oder belohnt worden
bist: so bilde dir nicht ein, daß du es schon ver-
dient habest: sondern bemühe dich nun erst es zu
verdienen.

Schäme dich nicht, andere Menschen um ihre
Hülfe zu bitten; schäme dich aber zu betteln,
so lange du noch gesund und bey Kräften bist.

Verachte keinen Menschen, am aller-
wenigsten darum, weil er arm und von geringem
Stande ist; denn du weißt nicht, wo du seiner
Dienste noch einmahl sehr nöthig haben wirst.

Es ist kindische Einfalt, allen zu glauben,
und sich vom Ersten Besten führen zu lassen, wo-
hin er will.

Es ist Ungerechtigkeit, ohne Grund argwöhnisch und mißtrauisch zu seyn. Viele Leute thun erst Böses, wenn man ihnen nichts Gutes zutraut.

Wer einen Gefallenen zu Schanden macht, der thut damit kein gutes Werk; aber wer ihn freundlich zu bessern sucht, der erzeigt ihm eine wahre Wohlthat.

Die Zunge des Verleumders ist wie der Zahn einer giftigen Schlange; sie schleicht im Verborgenen und verwundet, ehe man sich vertheidigen kann.

Gute Menschen freuen sich nie mehr in ihrem Leben, als wenn sie im Stande sind, andern Freude zu machen.

Die Bescheidenheit ist die gefälligste Tugend ein Jünglings; aber freche und unverschämte Menschen stoßt jedermann zurück.

Höflichkeit ist im Umgange mit Menschen das, was in der Speise die Würze ist; aber Grobheit das, was auf dem Wege Koth ist.

Wenn dich einer hitzig anfährt: so antworte ihm gelassen und sanftmüthig. Auf diese

Art kommst du gewiß eher mit ihm aus, als wenn du Hestigkeit mit Hestigkeit erwidertest.

Spotten und verhöhnen ist durchaus lieblos. Wer aber des Unglücklichen spottet, der sticht mit spitzigen Nadeln in ein blutendes Herz.

Jeder Mensch hat seine eigenen Neigungen. Bringen sie mir keinen Schaden, so thue ich durchaus unrecht, wenn ich ihn darin störe.

Flüche und Schimpfreden sind Schande für den, der sie ausspricht. Und wenn ein Mensch den andern schlägt: so glaubt man ein Thier vor sich zu sehen, das dem andern seine Stärke zeigen will.

Schone anderer Menschen Gesundheit und Leben; denn wenn du sie ihm einmahl genommen oder beschädiget hast: so kannst du den Schaden und Verlust nicht wieder ersetzen.

Schießgewehr und andere gefährliche Werkzeuge sind zum Gebrauche für Männer; aber nicht für Kinder. Am sichersten ist's sie gar nicht in die Hände zu nehmen.

Das Mäscheln ist eine gute Vorbereitung auf's Strehlen; denn der Mäscher nimmt heim-

lich, was ihm zu nehmen nicht erlaubt ist, und der Dieb thut das Nähmliche.

Wer sich in der Jugend schon am Eigenthume anderer Leute vergreift, der wird ohne Zweifel mit der Zeit ein frecher Bösewicht werden.

Wenn ihrer zwey stehlen gehen: so ist nicht nur der schuldig, der das Eigenthum raubt, sondern auch der Andere, der die gestohlenen Sachen versteckt, oder sonst auf irgend eine Art dabey Hülfe leistet. Hehler ist so gut, wie Stehler.

Es ist schon schlimm genug, wenn man aus Versehen jemanden um das Seinige bringt; aber ganz abscheulich ist es, wenn man andere Leute mit Wissen und Vorsatz betrügt.

Was du findest, das ist nicht dein; sondern du mußt es seinem vormahligen Besitzer wieder geben, aber auch alle Vorsicht anwenden, damit es nicht in unrechte Hände komme.

Siehst du, daß dein Nebenmensch Schaden leidet, — wäre er auch dein Feind, — und du freuest dich darüber: so bist du ein wahrer Unmensch.

Hast du jemanden Schaden zugefüget: so warte nicht erst, bis du gezwungen wirst, ihn zu ersetzen; sondern thue es freywillig. So macht es fürwahr jeder Rechtschaffene.

Wer den Schaden seines Mitbürgers verhütet, der thut ihm eben so wohl, als wer ihm bare Geschenke macht. Diese Art der Wohlthat können auch Kinder erzeigen.

Thust du etwas Gutes, so suche dich nicht dafür bezahlt zu machen; denn durch Eigennutz verliert jede gute Handlung ihren Werth.

Deine Altern haben länger gelebt als du, haben dir sehr viele Wohlthaten erzeigt, und sind auf der Welt deine besten Freunde; — Ursachen genug, sie in Ehren zu haben.

Warte nicht, bis deine Altern dir befehlen, was du thun oder nicht thun sollst; sondern suche es ihnen an den Augen abzumerken, was sie wünschen, und dann thue es mit Freuden.

Nichts ist so kostbar, das ein gutes Kind seinen Altern nicht willig aufopfern sollte; denn die Liebe der Altern gegen die Kinder kann durch nichts vergolten werden.

* Einige Sinngedichte und Räthsel.

Der Reiche

Man trifft bey einem reichen Mann
Oft einen Philosophen an;
Höchst selten wird bey einem Philosophen
Ein Reicher angetroffen:
Wie mag das kommen? darf man fragen?

Der Philosoph.

Die Ursach kann ich leicht dir sagen.
Es weifs der Philosoph gar wohl, ihm fehle Geld,
Allein sehr selten weifs der Reiche, wo's ihm fehlt.

J. Ph. Neumann-

Wer bekennt Gott — glaubt an Gott, — lie-
bet Gott — und läuft doch oft davon, wenn
man von Gott redet?

Mein Fleisch ist weifs, und roth mein Kleid,
Mein Haus ein niedlich Blätterdach.
Man schleicht mir, ihm mich zu entreißen, nach,
Und tränket mich mit Süßigkeit.
Du glaubst: um mir Erquickung zu gewähren?
Nein, um mich — aufzuzehren!

Die Räuber zu Carin.

Nu, Carl! was stehst du? Hilf mir ringen!
 Den müssen wir zur Erde bringen.
 Und soll's auch Wunden, Blut und Beulen geben:
 Was thuts? Dafür wird man als Helden uns be-
 singen,

C a r l.

Geduld, ich mach' als stärkerer Held mich eben
 Gefaßt, ihn, wenn er liegt — empork zu heben.

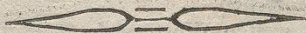
G.

Gelehrte Finger, guter Wind,
 Sind Dinge, die mir nöthig sind.
 Dann spitz den Mund und nimm mich vor
 Ein andrer Spitze das Ohr.

Ich bin der Fürsten Lust im Zimmer;
 Man nennt mich der Palläste Zier.
 Im Felde schreckt den Feind mein Schimmer:
 Er schlägt mich, oder flieht vor mir.
 Den Adler halt, ich in den Lüften,
 Ob ich ihn gleich nicht tragen kann;
 Gelehrte brauchen mich zu Schriften,
 Doch dien' ich auch dem Handwerksmann.
 Den Fuhrmann, der, mich aufzuschlagen,
 Und der sich, mich zu sehen, freut,
 Verschling' ich leicht mir Pferd und Wagen.

Und das zu seiner Sicherheit.
 Man kann mich sehen und auch hören;
 Bald bin ich laut, bald schweig' ich still.
 Ein Wörtchen kann man nicht entbehren;
 Wenn man dieß Räthsel lösen will.

Der Jäger weiß ein Thier;
 Es lebt und hat kein Blut;
 Es höret und hat keine Ohren;
 Es gehet und hat keine Beine.



Auflösung.

1	2	3	4	5
B	E	F	F	H
e	r	l	l	a
t	d	ö	ü	f
t	b	t	g	e *)
l	e	e	e	
e	e		l	
r	r			
	e			

*) Dessen *Blut* nennt der Jäger *Schweiß*,
 dessen *Ohren* nennt er *Löffel*, und dessen *Bei-*
ne nennt er *Läufe*.

Ein Logogryph (Worträthfel)

Wenn ihr mich nehmt und grausamlich
 Wohl Glied für Glied zerfetzet,
 Und jedes Glied gar emsiglich,
 So oft es angehn mag, versetzet;
 Dann findet ihr
 In mir :

1. Ein kurzes Wörtchen

Voll Eigensinn,
 Das jeder kleinen Wiederbellerinn
 Stets in dem Mündchen tanzt, und stets
 das erste Oertchen,

Aus allen Wörtchen
 Der ganzen weiten Wörterwelt,
 In ihrer Red' erhält.

2. Ein langēs, breites Ding, manchmahl

Auch kurz und schmal,
 Gewebt aus Fädchen
 Verschiedner Art, bald blau, bald grün,
 Bald violett, bald gelb, bald carmesin,
 Doch meistens bunt — bald kostbar, bald gering

Ein Logogryph (Worträthfel) ist eine Reihe von Räthseln, die alle auf Ein Wort hinführen, dessen Sylben, wenn man sie einzeln nimmt, oder dessen Buchstaben, wenn man sie verschiedentlich versetzt, andere Wörter bilden, welche die Auflösungen jener mehrern Räthsel sind, welche man ebenfalls errathen muß. Ein Beyspiel wird es unsern Lesern vielleicht deutlicher machen. Gesezt, das Logogryph hießse so: In mir (in dem Worte nämlich, das zuletzt heraus kommen soll) — in mir ist enthalten: 1. Der weiche Stoff, aus welchen man Makronen und Kuchen bildet, 2. Das, was uns statt einem Wege über Bäche und Graben dient. Dieß sind nun die zwey einzelnen Räthsel. Sie sind leicht zu errathen: Teig und Steg. Diese zwey Wörter müssen auf ein Wort führen, welches die Auf-

An Werth —
 Und kurz, ein Ding,
 Das, von der Dame bis zum Wäschermädchen,
 Kein weibliches Geschöpf beym Putze leicht ent-
 behrt;

3. Dasjenige, was stets dem Tage nach
 marschieret,

4. Das, was so schön der Unschuld Wange
 zieret,

5. Dann einen Straufs
 Von Haaren, oft sehr lang, doch meistens kurz
 und kraus,
 Bald schwarz, bald braun, bald roth, bald grau,
 wie eine Maus,

Der in der alten Welt
 Der Männer grösste Zierde war,
 Allein, (wie denn in dieser besten Welt
 Nichts lange sich erhält)
 So ganz und gar
 Nun aus der Mode ist, das ihn in unsern Tagen,
 Fast Juden nur und — Ziegenböcke tragen.

6. Ein Etwas für den Gaum, das bey den
 grossen Herr'n

lösung des ganzen Räthfels enthält. Allein wie finden wir dieses? Sehr leicht. Man löset sie (soviel ihrer auch seyn mögen) in ihre Buchstaben auf, hier das Wort Teig in T, E, I, G, und Steg in S, T, E, G; doch weil T, E, G schon im vorigen Worte vorkamen, so merken wir uns nur das S, dieses setzt man zu den Buchstaben des ersten Wortes, und dann hat man: T, E, I, G, S. Aus diesen Buchstaben muß nun das Wort bestehen, wodurch das Logogryph aufgelöset werden soll. Durch Versetzung wird man hier das Wort Geiß herausbringen.

Am Tische täglich sitzt, und welches auch nicht gern
 Selbst der gemeinste Mann (wenn ihm nicht
 Armuth wehret)
 An einem heil'gen Tag entbehret.

7. Ein Gut, das jeder Bidermann
 Noch höher als sein Leben schätzer,
 Und, in der Güter Ordnung, an
 Den nächsten Platz gleich nach der Tugend setzer.

8. Das holdste Oertchen, wie selbst in der
 Feerey
 Es keines gibt, und wo die erste Näscherey
 Genaschet ward aus allen Näscheren —
 (Der Himmel mag dem Leckermaul verzeihen,
 Das sie beging!) — die unglückselige Näscheren,
 Die so viel Grimmen, Magenwehen,
 So viel Beklemmung, Uebelkeit,
 Und Husten, Schnupfen, Heiserkeit,
 Hüftschmerzen, Podagra, und alle Art von
 Wehen
 Hervorgebracht, die uns vom Schopf bis an die
 Zehen
 Zu jucken trefflich wohl verstehen.

9 Und endlich das, was jederzeit,
 (Wir werden's hier auch nach der der letzten
 Zeile sehen)
 Jedwem Erdending pflegt sicher nachzugehen.
 Nun merket noch: sanft ist und hold mein
 Angesicht,
 An Farbe gleicht es verschämten Mädchen-Wangen,
 Nur daß die meinigen voll goldnen Glanzes pran-
 gen.
 Man sieht mich kurz vor Sternenlicht.

Ich bringe Ruhe mit. Nie gießet Philomele
 Ihr Herzenslied so ganz aus voller Seele,
 Als wenn sie mich begrüßt — Nun? habt ihr mich
 noch nicht? —

A. Auflösung der einzelnen Räthsel:

1. Das Wörtlein *Aber*. 2. *Band*. 3. *Abend*.
 4. *Rörthe*. 5. *Barr*. 6. *Braten*. 7. *Ehre*. 8. *Eden*.
 9. *Ende*.

B. Auflösung des ganzen Logogryphs:

A b e n d r o r t e

J. Ph. Neumann.

Ende.

I n h a l t.

	Seite.
Prüfungslied. — — — —	5
Zwey Kinder verunglücken durch Feuer. — —	6
Lied bey einer Donaufahrt. — —	8
* Betrachtung des Sternenhimmels. — —	10
Der Geyer. Eine Fabel. — —	11
Die Feuersbrunst. — —	12
Vielfacher Nutzen des Cocus - Baumes. — —	14
Die Rose. — —	16
* Fragen über Gottes Vorsehung. — —	17
* Die Jugend. — —	19
Einige Fragen über den Werth der Freuden. — —	21
Man sey wohlthätig auch gegen jene, welche von einer andern Religion sind. — —	22
* Keine Aufforderung. — —	23
* Das Blinchen. — —	24
* Die Bergfeyer — —	25
Ungehorsam tragt sich selbst. — —	36
Das naschhafte Eichhörnchen. Eine Fabel. — —	36
Die unglückliche Neugierde. — —	37
* Lied eines Leidenden. — —	38
Die zwey Mäuschen. — —	40
Die Landfahrt, oder Uebermuth thut niemahls gut. Ein Schauspiel für die Jugend in zwey Aufzügen. — —	41
Die unbesonnenen Schüler. — —	83
Das Ey. — —	84
Die Schildkröte und der Adler. — —	85
Der leichtsinnige und undankbare Sohn. — —	85
Sonderbar und nicht Sonderbar. — —	89
Lebensregel — —	89
* Fragen über Reichthum und Armuth. — —	89
Nicht alles ist Gefälligkeit — —	90
Schädliche Folgen der Spielsucht. — —	92
* Ein Schiffbruch. — —	95

	Seite.
Die Hunde und der Mann.	97
Der arme Mann, und Herr v. B*.	97
Der Wettstreit in Briefen.	98
Herr v. B*. zum Bedienten Johann.	108
Der Wohlthätige.	109
Zwey Schüler zur Zeit der Weinlese.	111
Albert.	112
Unschuld siegt endlich doch.	116
Selbstüberwindung und Edelmuth.	118
Lied eines Bettlers.	120
Der mit Salz beladene Esel.	122
Carl und die jungen Vögel.	123
Mar aratha und der Canarienvogel.	128
* Eine Geistergeschichte.	129
Macht der Gewohnheit.	133
* Die Vögel, die vierfüßigen Thiere und die Fledermaus.	133
Das Vermächtniß.	134
Das Böckchen und der Wolf.	137
* Der Meid.	138
* Merkwürdige Züge aus dem Leben des Epa- minondas.	138
Die Schlange.	144
* Der großmüthige Wohlthäter.	144
Eine Wirkung öffentlicher Belohnungen.	147
Die des Lebens überdrüssigen Hasen.	149
Bewahrungsmittel gegen den Bliß.	150
Folgen des Schulversäumens.	156
War das Fleiß?	158
Gott der liebenswürdigste Vater.	158
Glückwunsch zum Namensfeste.	160
Verläßt man so die Schule.	161
Gut und Böß.	162
Wünsche zu Charpien.	165
Die Wanderer und der Bär.	166
Die Furcht bildet Gespenster.	167
Die geometrische Lehrstunde.	168
Wie man wohlgemeinten Tadel aufnehmen soll.	180
Die schöne Oper.	182
Vater und Sohn.	185
Lebensregel.	185
* Der achtzigjährige Greis und dessen Entel Ernst.	186

	Seite
Fortsetzung.	190
Der Löwe und die Maus.	196
Großmuth im Kleinen.	197
Die abergläubige Magdalene.	198
Auch in seinen Freystunden kann man sich nützlich beschäftigen.	200
Der ungeschickte Vogelfütterer.	202
Heldentod des Leonidas.	204
Die Schülerinn Laurete.	211
* Sittenspruch.	213
* Katechetenlohn.	213
Der Marder und die Kaze.	216
* Der Mond und der Hund.	217
* Einige Sittensprüche.	217
* Einige Sinngedichte und Räthsel.	223

